

## Deutscher Kolonialismus - Ein vergessenes Erbe?

Postkolonialität in der rassismuskritischen  
Bildungsarbeit



# Deutscher Kolonialismus - Ein vergessenes Erbe?

Postkolonialität in der rassismuskritischen  
Bildungsarbeit



## Vorwort

Kolonialismus und Holocaust sind zwei historische Schlüsselereignisse, deren Nachwirkungen bis in die Gegenwart der (west-)europäischen Gesellschaften reichen. Rassistische und antisemitische Denkmuster sind demzufolge nicht nur bei Randgruppen der Gesellschaft vorhanden, sondern müssen vielmehr als Teil eines historischen und kulturellen Erbes der gesamten Gesellschaft verstanden werden. Diese Erkenntnisse der postkolonialen Forschung sind wichtig und notwendig, um unsere Kultur und Gesellschaft von heute zu verstehen. Bisher wurde die postkoloniale Theorie eher in wissenschaftlichen und akademischen Zusammenhängen verhandelt. Allmählich wird sie aber auch in breiteren gesellschaftlichen Kreisen bekannt. Mit der vorliegenden Broschüre setzen wir uns mit der zentralen Frage auseinander, wie ein postkolonial geschulter Blick auf die deutsche Gesellschaft in der Pädagogik vermittelt werden kann.

Die Broschüre greift auf vielfältige theoretische und praktische Erfahrungswerte zurück, welche die Bildungsstätte Anne Frank in der Konzeption und Umsetzung von Workshops für Jugendliche, junge Erwachsene und Lehrkräfte gesammelt hat, die im Rahmen des Projektes „Postkoloniales Frankfurt. Stadtgeschichte(n) entdecken und vermitteln“ realisiert wurden. Dabei haben wir partizipativ und interaktiv verschiedene Aspekte der kolonialen Vergangenheit und ihre Repräsentationen in der Sprache, in urbanen Räumen und der Alltagskultur heute thematisiert. Die außerordentlich positiven Rückmeldungen der Teilnehmenden dieser Workshops – der Titel lautet: „Vergessenes Erbe? Kolonialismus. Macht. Gegenwart“ – haben uns dazu angeregt, die zentralen Erkenntnisse und Erfahrungen sowie die theoretische und pädagogische Grundlage des Projektes auf ein komprimiertes Format zu bringen und es Pädagog\_innen und Interessierten zugänglich zu machen.

In der Bildungsstätte Anne Frank hat sich im Rahmen der Beschäftigung mit dem kolonialen Erbe Deutschlands ein neues Arbeitsfeld etabliert. Bislang haben wir uns hauptsächlich mit der Geschichte des Nationalsozialismus und ihren vielfältigen Bezügen zur Gegenwart auseinandergesetzt. Die Einbeziehung der postkolonialen Perspektive ist eine große Bereicherung für unsere Arbeit. Nach unserem Verständnis von kritischer historisch-politischer Bildungsarbeit in der Migrationsgesellschaft müssen also zwei historische Ereignisse in den Blick genommen werden: Es stellt sich die Frage, was die geschichtliche Erfahrung des Kolonialismus und der NS-Zeit für Menschen in Deutschland heute bedeuten kann.

Besonders ergiebig bei der Entwicklung des Projektes war die enge Zusammenarbeit mit der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD), Regionalgruppe Frankfurt. Diese Organisation hat sich das umfassende Empowerment Schwarzer Menschen zum Ziel gesetzt. Der intensive Austausch mit der ISD ermöglichte uns, einen multiperspektivischen Zugang zur Thematik und einen entsprechenden Umgang damit zu entwickeln.

Ganz besonders möchte ich Susanne Heyn für die professionelle Projektleitung danken. Aufgrund ihrer Expertise über die Geschichte des deutschen Kolonialismus stehen die pädagogischen Angebote auf einer soliden wissenschaftlichen Basis. Auch der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ und der Programmleiterin Ulla Kux sind wir für die Projektförderung dankbar.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre und freue mich sehr, von Ihren Erfahrungen zu hören, die Sie bei der Anwendung unserer Vorschläge in der pädagogischen Praxis sammeln.

*Ihr Dr. Meron Mendel*  
 Direktor der Bildungsstätte Anne Frank

haft

4

Ausbeutung  
(Ressourcen)

Imperialismus  
als Folge

---

Imperialismus

---

ist nicht vorbei  
Kontinuitäten

↓

↖

# Inhalt

	03	<b>Vorwort</b>
	06	<b>Einleitung</b>
<b>I</b>	08	<b>Postkoloniale Perspektiven auf Gesellschaft</b>
<b>II</b>	20	<b>Pädagogische Ansätze</b>
	21	Verhandlungen im postkolonialen Lernraum
	28	Analyse von rassistischen Bildern und Stereotypen
<b>III</b>	30	<b>Methodische Empfehlungen</b>
	32	Was wäre , wenn ...
	33	Meinungsbarometer
	34	Vorschläge für das Arbeiten mit einer Zeitleiste
	35	WortGewalt
<b>IV</b>	40	<b>Postkoloniales Frankfurt – ein Bildungsprojekt</b>
<b>V</b>	44	<b>Literaturangaben</b>

## Einleitung

Susanne Heyn & Meron Mendel

„Der deutsche Kolonialismus ‚verschwindet‘ quasi hinter dem Nationalsozialismus als gleichsam geringeres Übel. [...] Der Kolonialismus wird nicht als ein Problem der Deutschen begriffen, sondern wird eher auf die eigentlichen Kolonialmächte wie England, Frankreich oder die Niederlande verschoben.“

Rommelspacher 1999, S. 22.

Das deutsche Kolonialreich ist Vergangenheit, nicht aber sind es kolonial geprägte Menschen- und Weltbilder, die weiterhin Teil unserer Gesellschaft sind. Heute leben wir in einer postkolonialen Welt, von der keine Gesellschaft ausgenommen ist. Der Begriff postkolonial oder **Postkolonialität** bedeutet, das „Andauern und die Gegenwärtigkeit der kolonialen Erfahrung“ in den Blick zu nehmen (Messerschmidt 2007, S. 158f.). Auch die deutsche Kolonialvergangenheit wirkt in unserer Gesellschaft fort, allerdings ist dies im öffentlichen Bewusstsein kaum präsent. Bislang findet eine Auseinandersetzung mit und das Erinnern an **Kolonialismus** nur am Rande statt. Womit hängt dies zusammen?

In der Regel wird die deutsche Kolonialherrschaft, die von 1884 bis 1919 dauerte, mit den Kolonialreichen anderer europäischer Staaten verglichen und argumentiert, der deutsche Kolonialismus habe erst spät begonnen, sei oberflächlich und mit einer Zeitspanne von rund 30 Jahren zu kurz gewesen, um nachhaltige Spuren hinterlassen zu haben. Diese Sichtweise verkennt zum einen, dass bereits vor 1884 koloniale Phantasien existierten und Handelsbeziehungen mit Akteuren des **Globalen Südens** bestanden. Sie ignoriert zum anderen, dass diese wiederum das Ende der deutschen Kolonialherrschaft überdauerten. Zudem unterschlägt diese Betrachtungsweise die unterschiedlichen Ausgangspunkte von kolonisierenden und kolonisierten Gesellschaften. Denn: „Die Möglichkeit von den Verbrechen der kolonialen Epoche abzusehen und zur Tagesordnung überzugehen, steht nicht allen zur Verfügung. Wie auch sonst bei Nachwirkungen von Verbrechen Geschichten können es sich nur die Nachkommen der Täterseite aussuchen, ob sie sich erinnern wollen oder nicht. Für die Nachkommen der Kolonisierten besteht diese Option so nicht, denn für sie ist der Kolonialismus ein wesentlich tieferer Einschnitt in ihre Geschichte, Kultur, ihr Selbstbild und ihre Position in der Welt“ (Messerschmidt 2012, S. 12).

Deutschland als postkoloniale Gesellschaft zu betrachten, ermöglicht, die Perspektive zu verändern. Kolonialismus ist als Herrschaftsverhältnis zu bezeichnen, das sich zwischen den kolonisierenden Ländern und den kolonisierten Gesellschaften etablierte. Es veränderte allerdings nicht nur die Länder des Globalen Südens, sondern hat auch die deutsche

Gesellschaft nachhaltig geprägt. Kolonisatoren und Kolonistatorinnen rechtfertigten Ausbeutung und Gewalt in den Kolonien durch rassistische Vorstellungen, in denen sie sich als höherwertig gegenüber den kolonisierten Menschen darstellten. Dennoch ist es wichtig zu berücksichtigen, dass daraus in den konkreten historischen Situationen keine starren Täter-Opfer-Kategorien folgten. Zum einen äußerten sich in Deutschland durchaus kolonialkritische oder antikoloniale Stimmen, die koloniale Herrschaftspraktiken hinterfragten und kritisierten. Zum anderen gab es in der Bevölkerung in den Kolonien unterschiedliche Formen des Widerstands, aber auch Formen von Kollaboration. Ungeachtet dieser Differenzierungen wurde Rassismus während der deutschen Kolonialherrschaft integraler Bestandteil der deutschen Gesellschaft. Deutschsein wurde mit Weißsein gleichgesetzt und so ein Weißes<sup>1</sup> Selbstbild der deutschen Nation als imaginierte Gemeinschaft geschaffen, das sich in großen Teilen bis heute beharrlich gehalten hat. Konstruktionen von „Wir“ und „die Anderen“ prägen weiterhin unseren Alltag, unabhängig davon, dass es die deutsche Gesellschaft in dieser vorgestellten Homogenität so nie gegeben hat, d. h. die homogene deutsche Nation von jeher eine Fiktion war.

Die in Deutschland entweder weitgehend fehlende oder auch unkritische Auseinandersetzung mit der eigenen Kolonialgeschichte wurde in den letzten Jahren und Jahrzehnten wiederholt sichtbar. Dies zeigen nicht allein Kampagnen für Straßenumbenennungen, um koloniale Geschichte zu reflektieren, oder Kritiken am Rückgriff auf kolonial-rassistische Vorstellungen in Werbespots für Konsumartikel, sondern auch Debatten über rassistische Sprache in Kinderbüchern, die gerade vor einiger Zeit erneut und erbittert zwischen den Polen „Zensur durch politische Korrektheit“ und „Verletzung durch rassistische Sprache“ geführt wurden. Damit einhergehende Fragen, was erlaubt ist und was nicht und wer das wiederum bestimmen kann, führen nach wie vor zu Unsicherheiten und Irritationen.

Als Team der Bildungsstätte Anne Frank haben wir uns damit beschäftigt, wie wir diese gesellschaftlichen Herausforderungen in unserer rassismuskritischen und auf Menschenrechten basierenden Bildungsarbeit thematisieren können. Wie können wir bei Jugendlichen und Erwachsenen ein kritisches Bewusstsein für die deutsche Kolonialgeschichte schaffen und zugleich für die Gegenwärtigkeit der kolo-

1 - Weiß und Schwarz werden in der Broschüre großgeschrieben, um den Konstruktionscharakter zu verdeutlichen (vgl. dazu „Konstruktionen des ‚Eigenen‘ und des ‚Fremden/Anderen‘“ in Kapitel 1).



nialen Erfahrung sensibilisieren? Mit dieser Vermittlung haben wir uns in dem Projekt „Postkoloniales Frankfurt. Stadtgeschichte(n) entdecken und vermitteln“ befasst, welches die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“ von Januar 2013 bis Mai 2014 gefördert hat. Daran knüpft die vorliegende Broschüre an, die im ersten Teil postkoloniale Perspektiven auf Gesellschaft anhand ausgewählter Aspekte skizziert. Der zweite Teil widmet sich pädagogischen Grundsätzen und Zugangsweisen, die wir für die Vermitt-

lung des Themenfeldes Kolonialgeschichte/Postkolonialität als wichtig erachten. Im dritten Teil werden verschiedene Methoden zu diesem Themenkomplex vorgestellt. Der vierte Teil dokumentiert den Verlauf des genannten Projekts, im letzten finden sich Literaturverweise. Die Broschüre richtet sich an alle interessierten Leser\_innen, ganz besonders soll sie Lehrer\_innen und Multiplikator\_innen dabei unterstützen, sich dem Thema anzunähern.

### Kolonialismus

Kolonialismus kann „nicht auf die Dimension der territorialen Expansion und der militärischen und politischen Herrschaft reduziert werden. Auf der kulturellen Ebene und der der Wissensproduktion ist er ebenso wirkmächtig, wenn nicht auf lange Sicht gesehen sogar wirkmächtiger. Valentine Y. Mudimbe nennt neben der physischen Beherrschung von Raum die Besetzung und Formung des Bewusstseins der Kolonisierten und Kolonisierenden (auch Kolonisierung des Geistes genannt), die Unterordnung der (ehemaligen) Kolonien sowie die Einordnung in europäische Wissenssysteme, die Abkopplung der kolonialisierten Gesellschaften von ihrer eigenen Geschichte und Geschichtsschreibung sowie die gewaltsame Integration in das westliche ökonomische System.“

Kolonialismus ist also ein Zusammenspiel zwischen physischer Herrschaft und Gewalt, Kontrolle über Ressourcen, Raum und Materialität sowie hegemonialen europäischen Diskursen, die auf das Bewusstsein der Kolonisierenden und Kolonisierten wirken.“

Siehe global e.V. 2013, S. 12.

### Postkolonialität

„Postkolonialität meint nicht etwas Vergangenes, das die Zeit nach der Entkolonialisierung betrifft, sondern markiert das Andauern und die Gegenwärtigkeit der kolonialen Erfahrung. Es ist weniger ein Epochenbegriff als vielmehr eine Analysekatgorie, die nicht auf etwas Zurückliegendes, Erledigtes, sondern auf etwas Unabgeschlossenes hinweist. Es geht bei diesem Konzept um das Beziehungsgeflecht zwischen Vergangenheit und Gegenwart.“

Siehe Messerschmidt 2007, S. 158f.

### Globaler Süden – Globaler Norden

„Mit dem Begriff **Globaler Süden** wird eine im globalen System benachteiligte gesellschaftliche, politische und ökonomische Position beschrieben. **Globaler Norden** hingegen bestimmt eine mit Vorteilen bedachte, privilegierte Position. Die Einteilung verweist auf die unterschiedliche Erfahrung mit Kolonialismus und Ausbeutung, einmal als Profitierende und einmal als Ausgebeutete. Die Einteilung in Süd und Nord ist zwar auch geographisch gedacht, aber nicht ausschließlich. Australien gehört beispielsweise genau wie Deutschland mehrheitlich dem Globalen Norden an, aber es gibt in beiden Ländern auch Menschen, die Teil des Globalen Südens sind, zum Beispiel Aboriginal Australians und illegalisierte Personen. Andersherum gibt es auch in Ländern, die mehrheitlich dem Globalen Süden angehören, Menschen, die die Privilegien des Globalen Nordens genießen, zum Beispiel deutsche Siedler\_innen in Namibia oder Weiße in Südafrika. Mit dem Begriffspaar wird versucht, unterschiedliche politische Positionen in einem globalen Kontext zu benennen, ohne dabei wertende Beschreibungen wie z.B. ‚entwickelt‘, ‚Entwicklungsländer‘ oder ‚Dritte Welt‘ zu benutzen.“

Siehe global e.V. 2013, S. 11.



**Postkoloniale Perspektiven auf  
Gesellschaft**

# Postkoloniale Perspektiven auf Gesellschaft

Susanne Heyn

Die Kolonialvergangenheit hat die deutsche Gesellschaft geprägt und vielfältige Spuren hinterlassen. Eine postkoloniale Perspektive auf Gesellschaft kann somit erhellen, wo und in welcher Weise dieser Einfluss des Kolonialismus, der vor allem ein Herrschaftsverhältnis bezeichnet, im alltäglichen Zusammenleben bis heute fortwirkt. Die folgenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, sie sollen vielmehr entlang ausgewählter Aspekte die Möglichkeit für eine reflektierende Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe bieten.

## Geschichte wird gemacht

„All diese Geschichten machen mich zu der Person, die ich bin. Aber wenn man nur auf diesen negativen Geschichten beharrt, wird damit meine Erfahrung abgeflacht und viele andere Geschichten, die mich formten, werden übersehen. Eine einzige Geschichte formt Klischees. Und das Problem mit Klischees ist nicht, dass sie unwahr sind, sondern dass sie unvollständig sind. Sie machen eine Geschichte zur einzigen Geschichte.“

[...]

„Ich hatte immer das Gefühl, es sei unmöglich, sich richtig mit einem Ort oder einer Person zu beschäftigen, wenn man sich nicht mit allen Geschichten dieses Ortes oder dieser Person beschäftigt. Die Folge der einzigen Geschichte ist diese: Es beraubt die Menschen ihrer Würde. Sie erschwert es uns, unsere Gleichheit als Menschen zu erkennen. Sie betont eher unsere Unterschiede als unsere Gemeinsamkeiten.“

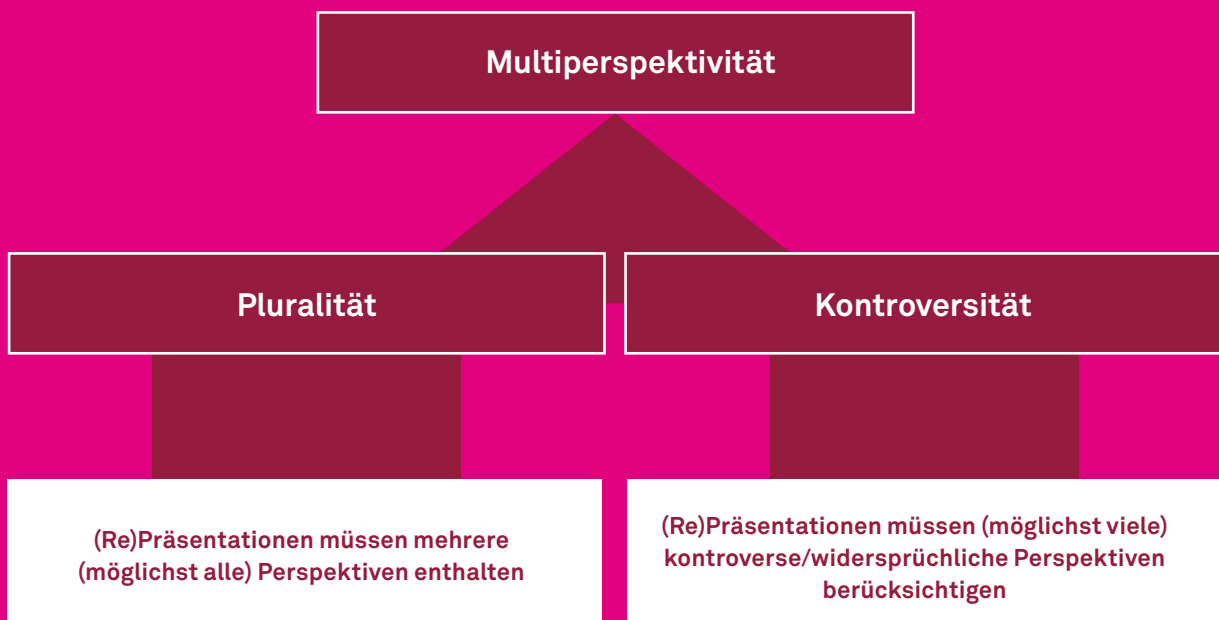
Chimamanda Adichie 2009, S. 5.

Eine postkoloniale Perspektive verknüpft die Gegenwart mit der kolonialen Vergangenheit, also mit Geschichte. Der Blick auf Geschichte ist aber prinzipiell nicht neutral, sondern immer subjektiv und selektiv. Eine beobachterunabhängige Erkenntnis über vergangenes Geschehen ist folglich nicht möglich. Jede Erzählung (auch Narration genannt), die über Geschichte existiert, entstand und entsteht auch weiterhin in spezifischen zeitlichen, sozialen, kulturellen, politischen und anderen Kontexten und vermittelt somit ihre je eigene Perspektive. (Die) Geschichte (eines Landes) besteht demnach aus vielen einzelnen, ganz verschiedenen, sich mitunter widersprechenden und sich beständig erweiternden Geschichten. Mit der Zeit kommen neue Perspektiven, Geschehnisse und Erfahrungen zum Vorschein, andere werden vergessen, so dass Geschichte nichts Festgeschriebenes ist, sondern sich in einem fortwährenden Prozess befindet: Geschichte wird gemacht. Allerdings werden nicht all diese Geschichten in der nationalen oder so genannten allgemeinen Geschichtsschreibung berücksichtigt, die sich beispielsweise in Museen oder Schulbüchern repräsentiert. Diese „offizielle“ Geschichtsschreibung orientiert(e) sich vor allem an den Erfahrungen und Bedürfnissen der Weißen Mehrheitsgesellschaft und bedingt(e) damit die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen mit Geschichte. So fand lange Zeit eine Marginalisierung von beispielsweise jüdischer Geschichte, der Geschichte von Sinti und Roma oder Schwarzer Menschen statt. Allerdings zeichnen sich Veränderungen ab, denn in letzter Zeit gewinnt die historische Forschung über bislang marginalisierte Narrationen an Bedeutung.

Der deutsche Kolonialismus wurde in der Geschichtsschreibung lange vernachlässigt. Entweder wurde ihm keine relevante Bedeutung für die deutsche Gesellschaft zugeschrieben oder aber er wurde in verklärender Weise dargestellt. Beide Umstände führten dazu, dass sich kolonialistische Wahrnehmungen und Deutungen unhinterfragt fortschreiben konnten und Perspektiven Schwarzer Menschen marginalisiert und zum Schweigen gebracht wurden.

Eine postkoloniale Perspektive hat den Anspruch, eurozentristische Narrationen und Weltbilder zu hinterfragen und demgegenüber heterogene und komplexe Perspektiven zur Verfügung zu stellen.

Daher ist es wichtig, zunächst zu fragen, welche Geschichten zum Kolonialismus bislang erzählt worden sind, welche nicht und womit dies wiederum zusammenhing. Erst wenn wir auch diese nicht berücksichtigten Geschichten in die Geschichtsschreibung und das historische Lernen integrieren, ist eine multiperspektivische Betrachtung von Geschichte möglich. Diese macht einerseits alle, die am historischen Geschehen beteiligt sind, zu Sprechenden und Handelnden. Sie befähigt andererseits die Lernenden zu eigenständigem historischen Denken. Die Umsetzung von Multiperspektivität sollte sowohl Pluralität als auch Kontroversität berücksichtigen.



## Konstruktionen des „Eigenen“ und des „Fremden/Anderen“

„Wissen schafft Wissen,  
wie das Wissen beginnt;  
Wissen schafft Wissen,  
wer das Wissen bestimmt;  
wann der erste weiße Mensch,  
wie, auf welchem Wanderweg,  
wo zum allerersten Mal  
seinen Namen in den Schnee gepisst,  
die rote Flagge,  
grüne Flagge,  
das blaue Bouclier geisst Landkarte gezeichnet,  
Strandlage vermerkt  
die Krankheiten verbreitet,  
die Landfrage geklärt in vierundzwanzig Bänden alles klassifiziert  
in vierundneunzig Bänden alle rassifiziert in Subkategorien,  
Sub-subkategorien,  
in Karos, Kästchen, Bestien und Barbaren,  
in messbaren Verfahren, um Haut und Haar, Zahn und Nase,  
Krümmung der Zunge im Wind bei vierzig Grad, Wissenschaft, trockene Schmetterlinge, ...“

Philipp Khabo Köpsell 2010, S. 9.

Eine postkoloniale Perspektive lenkt den Blick auf Konstruktionen des „Eigenen“ und des „Fremden“, die weit in die Geschichte zurückreichen. Bereits sogenannte Entdeckungs- oder Erkundungsreisen von Europäerinnen und Europäern – eine der bekanntesten ist sicherlich die von Christoph Columbus im Jahr 1492 – hatten keine harmlosen Zielsetzungen. „Sie traten an, Räume zu verändern, und zwar zugunsten der Erkunder und ihrer Herkunftsgesellschaft und, gewissenmaßen im Umkehrschluss, zuungunsten derer, die und deren Ressourcen auf den Reisen erkundet wurden.“ (Rüther 2013, S. 101) Währenddessen schufen die Reisenden Wissensbestände, die in der Regel allein auf ihren Sichtweisen basierten und nicht die der Menschen vor Ort widerspiegeln. Somit sagt(e) dieses Wissen mehr über die (phantasiedurchdrungenen) Vorstellungen seiner Produzentinnen und Produzenten aus als über die Menschen, Orte und Regionen, die damit beschrieben wurden. Bis heute findet sich dieses eurozentristische Wissen im Alltagsverständnis, wie folgendes Beispiel zeigt:

In der Regel steht das Jahr 1492 synonym für die „Entdeckung Amerikas“ durch Christoph Columbus, der einen Seeweg nach Indien finden wollte und schließlich in Nordamerika ankam. Aus diesem Irrtum heraus er fand er für die dort lebenden Bewohnerinnen und Bewohner die Fremdbezeichnung „Indianer“. Dieser Lesart zufolge beginnt ihre Geschichte also erst mit der dortigen Ankunft von Europäerinnen und Europäern. Wie aber sähe eine Lesart aus der Perspektive der kolonisierten Menschen aus? Für sie markierte diese Zeit um 1492 den Beginn kolonialer Unterwerfung durch Verfolgung, Gewalt und Massaker, der sie ihren Widerstand entgegengesetzten setzten. Sie erlebten, wie die unterschiedlichsten dort lebenden Gesellschaften unter einen einzigen Begriff, nämlich „Indianer“ zusammengefasst wurden, während die europäischen „Entdecker“ vorhandene Selbstbezeichnungen schlicht ignorierten. Den Kolonisierten wurde die „Entdeckung“ des Kontinents abgesprochen.

Perspektiven von kolonisierten Menschen auf das Jahr 1492 haben jedoch in deutschen Geschichtsbüchern und im kollektiven Gedächtnis des Globalen Nordens bislang kaum einen Platz gefunden. Vielmehr dominieren weiterhin Wissensbestände, durch die das „Fremde/Andere“ konstruiert und ins Verhältnis zum „Eigenen“ gesetzt wurde, denn erst durch diese relationale Beziehung konnte sich das „Eigene“ herstellen.

Zentral für koloniale Herrschaftsausübung war die Konstruktion von Differenzen zwischen Individuen und Gruppen, aber auch von Staaten und Kontinenten. In diesem Prozess des **Othering** wurden all diejenigen zu „Anderen“ gemacht, die nicht zur Gruppe der Kolonisatoren und Kolonisorinnen gehörten, die sich wiederum als Weiß verstanden. Diese setzten das „Eigene“ in ein hierarchisches Verhältnis zum „Anderen“, d. h. aus der Aufwertung der „eigenen“ resultierte die Abwertung der „anderen“ Position. Dies geschah in der Regel durch die Konstruktion von zahlreichen und variablen Gegensatzpaaren wie **Schwarz/Weiß**, primitiv/zivilisiert, dumm/klug, arm/reich, traditionell/modern, Natur/Kultur, Aberglaube/Glaube u. a., die das Alltagswissen bis heute prägen und sich nach wie vor in Menschen- und Weltbildern wiederfinden. Insbesondere der afrikanische Kontinent wird in der Regel weiterhin als homogenes Ganzes und im Vergleich zum Globalen Norden als „(technisch) rückständiger“, „naturnäher“ und ärmer betrachtet. Vergangene und auch gegenwärtige Wissensproduktion war und ist von ungleichen Machtverhältnissen durchdrungen. Das abwertende Wissen über Menschen, die zu „Anderen“ gemacht wurden, sollte koloniale Herrschaft legitimieren. Es dient heute immer noch dazu, wirtschaftliche Abhängigkeitsverhältnisse zuungunsten des Globalen Südens aufrechtzuerhalten zu erhalten und Rassismus als gesellschaftliches Verhältnis in Deutschland und andernorts weiterhin zu verankern.

### Othering

Auf der Grundlage von Konstruktionen, die in „Wir“ und „Ihr“ aufteilen, erscheint „Ihr“ als gänzlich Andere. Im Gegensatz zum „Wir“ werden die Anderen als weniger emanzipiert, aufgeklärt, tolerant, demokratisch, gebildet etc. betrachtet. Es werden elementare Differenzen konstruiert, die negativ bewertet und betont werden. Wenn das Gegenüber durch die ständige Konfrontation mit diesen Zuschreibungen diese nach und nach unbewusst übernimmt, ist sie oder ist er tatsächlich zum vermeintlich Anderen geworden, er oder sie hat sich dem Bild vom Anderen angeglichen.

Siehe <http://www.idaev.de/glossar/>

### Schwarz und Weiß, People of Color

„Schwarz und Weiß bezeichnen politische und soziale Konstruktionen und werden nicht als biologische Eigenschaften verstanden. Sie beschreiben also nicht ‚Hautfarben‘ von Menschen, sondern ihre Position als diskriminierte oder privilegierte Menschen in einer durch Rassismus geprägten Gesellschaft. Während es sich bei Schwarz oftmals um eine emanzipatorische Selbstbezeichnung Schwarzer Menschen handelt, wird Weiß explizit benannt, um die dominante Position zu kennzeichnen, die sonst meist unausgesprochen bleibt. Damit der Konstruktionscharakter deutlich wird, werden Schwarz und Weiß groß geschrieben, da sie von Adjektiven abgegrenzt werden sollen. People of Color ist ein Begriff, mit dem sich Menschen selbst bezeichnen können, die in einer rassistischen Gesellschaft als nicht-Weiß gelten. Der Begriff ermöglicht, die koloniale Strategie des Teilens (zwischen verschiedenen nicht-Weißen Gruppen) und Herrschens zu überwinden, indem er Menschen ähnlicher rassistischer Erfahrungen zusammenbringt. Wie Schwarz ist der Begriff People of Color eine Selbstbezeichnung, um rassistischen und kolonialen Wortschöpfungen eine Alternative entgegenzusetzen.“ In letzter Zeit wird diese Selbstbezeichnung häufiger missverstanden und mit „farbig“ übersetzt. Der Begriff „Farbige“ gehört jedoch zum Repertoire kolonialer Wortschöpfungen. Dies zeigt auch das Gedicht weiter unten.

Siehe lokal e.V. 2013, S. 15.

## Rassismus und Exotismus – Seiten einer Medaille

Eine postkoloniale Perspektive fragt nach den Verbindungen zwischen Kolonialismus und Rassismus, die zur Legitimation kolonialer Herrschaft diente. „Bei Rassismus handelt es sich [...] um eine europäische Denktradition und Ideologie, die ‚Rassen‘ erfand, um die weiße ‚Rasse‘ mitsamt des Christentums als vermeintlich naturgegebene Norm zu positionieren, eigene Ansprüche auf Herrschaft, Macht und Privilegien zu legitimieren und sie zu sichern. Diese historisch gewachsene und im Laufe der Jahrhunderte ausdifferenzierte Ideologie produzierte und produziert rassistisches Wissen, hat sich ebenso facettenreich wie wirkmächtig in Glaubensgrundsätze, (Sprech)Handlungen und identitäre Muster eingeschrieben und sich – unabhängig davon, ob Weiße dies anerkennen oder nicht – die Welt passfähig ge-

formt.“ (Arndt 2011, S. 43) Der Erfindung von „Rassen“ ging somit Rassismus voraus und nicht umgekehrt.

Rassismus gehört weiterhin zum festen Bestandteil der Gesellschaft. Heutzutage kommt er jedoch weniger als Ideologie zum Ausdruck, sondern vielmehr als tief verankerter, wie selbstverständlich wirkender Mechanismus, um Menschen unterschiedlich einzuordnen – in solche, die dazugehören, und solche, die nicht dazugehören. Dieser Mechanismus äußert sich in vielfältigen alltäglichen Handlungen, die sich auch mit dem Begriff des Alltagsrassismus fassen lassen. Wie Rassismus funktioniert und welche verschiedenen Ebenen von Rassismus es gibt, wird in den folgenden Schaubildern kurz beschrieben.

### Funktionsweise von Rassismus

1. Ein äußerlich feststellbares oder gedachtes **Merkmal** wird zugrunde gelegt.
2. Es erfolgt die **Zuordnung** des Merkmals zu einer Gruppe. Zudem findet eine **Naturalisierung** statt, indem das äußerliche Merkmal mit **Eigenschaften** oder **Verhaltensweisen** verknüpft und diese als „wesenhaft“ behauptet werden. Diese Prozesse führen zur **Konstruktion** der Gruppe, die es als solche nicht gibt.
3. Es kommt zu einer **Bewertung** der Gruppe, woraus eine **Hierarchisierung** zwischen Gruppen entsteht.

Diese Zuordnungen erfolgen aus einer **Dominanz- bzw. Machtposition**.

### Ebenen von Rassismus

#### Strukturell

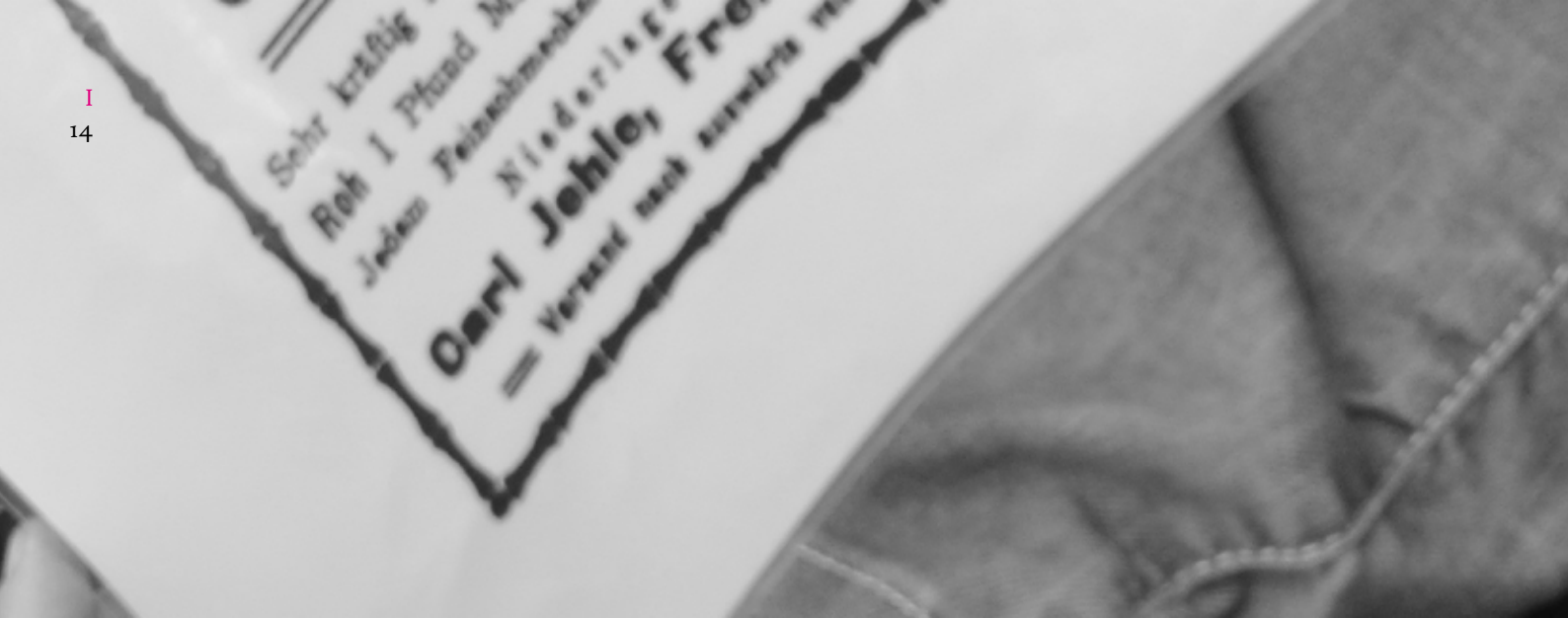
Menschen sind durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen von Rassismus betroffen (z. B. Arbeitsmarkt, Bewerbungsverfahren, Rechtsvorstellungen)

#### Institutionell

Menschen sind innerhalb einer oder durch eine Institution von Rassismus betroffen (z. B. Schule, Polizei)

#### Interpersonell

Ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wird aufgrund eines Merkmals von anderen Menschen abgewertet, ausgegrenzt oder beschimpft



Exotismus scheint auf den ersten Blick im Widerspruch zum Rassismus zu stehen. Während Exotismus über „tendenziell eher positive Assoziationen“ (Hayn/Hornscheidt 2010, S. 123) eine (vermeintliche) Aufwertung von Menschen oder Gruppen vollzieht, wird Rassismus mit Diskriminierung, der Abwertung von Menschen oder Gruppen und Gewalt in Verbindung gebracht. Allerdings funktionieren sowohl Exotismus als auch Rassismus nach dem gleichen Prinzip der Differenzherstellung: Auch die positive Bewertung zugeschriebener Eigenschaften ist ein diskriminierender Prozess, da sie die Abgrenzung gegenüber Menschen oder Gruppen beinhaltet. „Es handelt sich hier um rassistische Aneignungen von etwas als fremd Hergestelltem, welche vordergründig nur solange positiv assoziiert sind, soweit sie den Reiz des ‚Anderen‘ ausmachen und das Eigene nicht substantiell infrage stellen.“ (ebd., S. 126) Sobald aber die Position der eigenen Gruppe ins Wanken gerät, ist ohne weiteres möglich, dass Exotismus in Rassismus umschlägt.

Exotismus zielte während des Kolonialismus und zielt auch heute noch auf eine Idealisierung des vermeintlich „Fremden“ – von Örtlichkeiten bis zu Personen. Diese werden in der Regel als etwas zu Begehrendes oder Anziehendes bestimmt, die Schönheit, Genuss oder Abenteuer versprechen. So werben beispielsweise Reiseveranstalter mit „exotischen“ Reisezielen, die reduziert auf das „Fremde“ und Ungewöhnliche, kurzzeitig bestimmte Sehnsüchte und Wünsche erfüllen sollen. Ebenso werden Nahrungsmittel als exotisch betrachtet. Sie gelten als rar, ungewöhnlich im Geschmack und Aussehen und rufen die Vorstellung des „Fremden“ hervor. Neben Orten und Gegenständen werden auch Menschen als „exotisch“ bezeichnet, wenn sie aufgrund von (ihnen zugeschriebenen) Eigenschaften oder äußeren Merkmalen nicht in die als homogen vorgestellte Eigengruppe passen. Daher kann es im alltäglichen Zusammenleben all diejenigen passieren, die nicht zur Weißen Mehrheitsgesellschaft gehören, auf die Rolle von Exot\_innen reduziert zu werden.



### WortGewalt – koloniale Fremdbezeichnungen in der Sprache

Die Gegenwärtigkeit der kolonialen Erfahrung drückt sich auch in der Sprache aus. Viele Begriffe, die heute alltäglich benutzt werden, haben eine koloniale Geschichte, denn auch Sprache diente zur Legitimation kolonialer Herrschaft. Dabei verfolgten die kolonialen Machthaber hauptsächlich zwei Strategien: Zum einen führten sie neue Wörter ein, wie dies beim Begriff „Häuptling“ der Fall war. Zum anderen übertrugen sie bereits existierende, aber mit abwertenden Assoziationen belegte Begriffe, z. B. „Stamm“, auf kolonisierte Gesellschaften (vgl. Arndt/Hornscheidt 2004, S. 18f.). Ziel war es, sich gegenüber der kolonisierten Bevölkerung abzugrenzen, diese abzuwerten und im Umkehrschluss die eigene Position aufzuwerten. Sprache war und ist demnach nicht einfach ein Abbild der Wirklichkeit, sondern sie trägt dazu bei, diese zu konstruieren. Sie ist ein struktureller Teil von Gesellschaft. Die im Kolonialismus geschaffenen Fremdbezeichnungen haben bis heute von ihrer rassistischen und diskriminierenden Bedeutung nichts verloren und tragen zur Verletzung von Menschen bei. Sie produzieren Ausschluss und Abwertung. Das Bewusstsein

darüber wird von Person zu Person variieren und ist zudem von den Begriffen selbst abhängig. Während davon auszugehen ist, dass die diskriminierende Grundlage des N-Worts in der Regel bekannt ist, ist dies bei Wörtern wie „Indianer“ oder „Schwarzafrika“ seltener der Fall. Es ist also durchaus nicht leicht zu erkennen, welche Begriffe eine rassistische Geschichte und Gegenwart haben. Wichtig ist, dass es in einem notwendigen Reflexionsprozess nicht um Schuldzuweisungen geht, sondern darum, Verantwortung für den eigenen Sprachgebrauch zu übernehmen. Sprache ist nichts Fixiertes, sie kann vielmehr in einem gemeinsamen Prozess verändert werden.

Sie ist zugleich in Machtverhältnisse eingebunden: Welche Begriffe werden benutzt, welche nicht? Wer entscheidet, welche verwendet werden und welche nicht? Für Menschen, die von Rassismus betroffen sind, kann Sprache ein Instrument des Widerstands und der Selbstbestimmung sein. Eindrucksvoll zeigt dies das folgende Gedicht.

„Wenn ich geboren werde bin ich schwarz.  
 Wenn ich aufwachse bin ich schwarz.  
 Wenn ich friere bin ich schwarz.  
 Wenn mir warm ist bin ich schwarz.  
 Wenn mir schlecht ist bin ich schwarz.  
 Wenn ich sterbe bin ich schwarz.  
 Aber du ...  
 Wenn du geboren wirst bist du rosa.  
 Wenn du aufwächst bist du weiß.  
 Wenn du frierst bist du blau.  
 Wenn dir warm ist bist du rot.  
 Wenn dir schlecht ist bist du grün.  
 Wenn du stirbst bist du lila.  
 Und du nennst mich einen Farbigen?“

anonym

Es ist also wichtig, zwischen Fremd- und Selbstbezeichnungen zu unterscheiden und letztere als Form der Selbstbestimmung anzuerkennen. Sprache ist letztlich immer auch Handlung, was sich daran zeigt, wie ich mich in Situationen verhalte: schweigen, intervenieren, lachen, aufstehen etc. In der Auseinandersetzung um diskriminierende Sprache tauchen nicht selten Abwehrmechanismen oder Unverständnis auf. Mit welchen Reaktionen von Rassismus betroffene Menschen häufig konfrontiert sind, zeigen die folgenden Beispiele:

„Ich habe nicht gewusst, dass dieses Wort abwertend ist.“

„Es mag stimmen, aber es gibt (leider) keine anderen Begriffe. Ich muss mich doch irgendwie ausdrücken.“

„Das ist ein historischer Begriff, der zu ‚uns‘ gehört.“

„Ich kenne eine Schwarze Person, die nichts gegen dieses Wort hat. Schwarze Personen nennen sich doch selbst so.“<sup>1</sup>

„Das Wort ist nicht so wichtig und du weißt doch, was ich meine, dass ich nicht so denke.“

„Das Vermeiden rassistischer Wörter ändert an der ‚Wirklichkeit‘ nichts, die sich zuerst verändern muss.“

„Das ist mir viel zu pc (politically correct).“

Solche Reaktionen tragen dazu bei, die Erfahrungen von Betroffenen nicht ernst zu nehmen. Sie aber sind es, die darüber entscheiden, was für sie diskriminierend ist und was nicht.

---

<sup>1</sup> - Vgl. auch Arndt, Susan/Ofuately-Alazard, Nadja (Hg.):  
(K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, Münster 2011, S. 124f.



## Bilderwelten und Weltbilder – koloniale Kontinuitäten

Die koloniale Erfahrung Deutschlands ist nicht zuletzt in Form von Bildern im Alltag präsent. Bilder können sowohl über Sprache erzeugt werden, es handelt sich dabei um Sprachbilder, oder aber sie treten in visualisierter Form auf. Bilder begleiten uns in der Werbung, in Filmen, in Zeitungen, in den Nachrichten etc. – kurzum: eigentlich überall. Während des deutschen Kolonialismus wurden in Deutschland Bilder bzw. Fremddarstellungen von Menschen und Gesellschaften aus Asien, der Südsee, dem afrikanischen Kontinent und aus anderen Gebieten in Umlauf gebracht. Sie sollten zur kolonialen Herrschaftsabsicherung beitragen, indem die dargestellten Menschen zu „Anderen“ gemacht wurden, die in den Vorstellungen der hauptsächlich Weißen Bildgestalterinnen und Bildgestalter als nicht gleichwertig galten. So wurden beispielsweise in „naturwissenschaftlichen“ Berichten neben Pflanzen und Tieren auch Menschen oder Menschengruppen abgebildet. Diese Fremddarstellungen waren daher nicht einfach nur Bilder, sondern sie schufen rassistische/diskriminierende Menschen- und Weltbilder, die sich bis heute – wenngleich unter veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – in Visualisierungen oder im öffentlichen Entertainment widerspiegeln. Dies soll das folgende Beispiel über ein „afrikanisches Dorf“ im Augsburger Zoo erläutern, das Assoziationen über sogenannte Völkerschauen aus der Kolonialzeit hervorgerufen hatte.



Historisches Museum Frankfurt Foto: Horst Ziegenfusz

### Beispiel

Vom 9. bis 12. Juni 2005 konnten Besucher\_innen im Augsburger Zoologischen Garten ein so genanntes „African Village“ besichtigen. Der Werbetext versprach ein „afrikanisches Dorf“ in „eine[r] einmaligen[n] Steppenlandschaft“, in der sich „Kunsthändler, Silberschmiede, Korbflechter [und] Zöpfchenflechter [gruppieren].“ Gegen das Event gab es zahlreiche Proteste von zivilgesellschaftlichen Gruppen und (internationalen) Wissenschaftler\_innen. So kritisierte die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland: „Die Reproduktion kolonialer Blick-Verhältnisse, in denen Schwarze Menschen als exotische Objekte, als Un- oder Untermenschen in trauer Einheit mit der Tierwelt in einer offenbar zeitlosen Dörflichkeit betrachtet werden können, ist wohl kaum als gleichberechtigte kulturelle Begegnung zu verstehen.“

Daneben stellten Kritiker\_innen Verbindungen zu „Völkerschauen“ her, die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu populären Attraktionen in Zoos oder anderen öffentlichen Orten entwickelten: Menschen aus hauptsächlich außereuropäischen Gebieten mussten sich für einige Tage bis Wochen mehrmals am Tag einem Publikum zur Schau stellen und diesem vermeintliches Alltagsleben, Tänze, Gesänge oder Gefechte vorführen. Zwar bewerteten Kritiker\_innen das „African Village“ nicht als Völkerschau, wohl aber wiesen sie auf Parallelen hin: Die Nachstellung eines afrikanischen Dorfs in einem Zoo erinnere daran, dass auch Völkerschauen häufig in nachgebauten Dorfkulissen stattfanden. Zudem sei die Veranstaltung mit exotischen Motiven beworben worden, die Klischees und Stereotype hervorriefen, die in ähnlicher Weise auch für Plakate von Völkerschauen verwendet wurden. Vor diesem Hintergrund betonte Norbert Finzsch die Wichtigkeit, eine Auseinandersetzung über die Geschichte der Völkerschauen zu führen, „um darauf zu verweisen, dass hier Traditionen schlummern, die durch solche Ausstellungen in Augsburg geweckt und wiederbelebt werden können. Wichtig ist auch, das [sic] deutlich wird, dass es sich hier nicht nur um eine kleine Minderheit von deutschen Schwarzen und ein paar durchgeknallten Universitätsleuten handelt, die sich dagegen wehren, sondern dass eine solche Veranstaltung auch für die Mitte der Gesellschaft nicht akzeptabel ist.“ (Spiegel online, 09.06.2005) So steht das „African Village“ in Augsburg beispielhaft für ein mit dem afrikanischen Kontinent verbundenes Menschen- und Weltbild, in dem koloniale Denkmuster und Vorstellungen weiterhin präsent sind und das in der deutschen Gesellschaft weiterhin dominant ist.

Bildliche Darstellungen werden in der Regel mit Wahrheit verknüpft. Die Vorstellung, dass all das, was wir auf Bildern, insbesondere auf Fotos sehen, der Wirklichkeit entspricht, verkennt jedoch die Tatsache, dass über Bilder auch Realität konstruiert wird. Da sie das alltägliche Handeln beeinflussen, ist es wichtig, die durch „Bilderpolitiken geschaffenen rassistischen Wirklichkeitsvorstellungen“ erkennen zu lernen, da „diese Bilder auch eine konzeptuelle Grundlage für alle Interaktionen und Begegnungen mit den so dargestellten Menschen“ bilden (Nduka-Agwu/Hornscheidt 2010, S. 492). Zudem ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass Bilder letztlich nur eine mögliche Sichtweise darstellen, also demnach nur einen bestimmten Ausschnitt zeigen können. Was bildliche Darstellungen bei den Betrachter\_Innen bewirken, ist zunächst offen. Allerdings haben alle Menschen bereits Vorstellungen bzw. Bilder im Kopf, die von Rassismus als gesellschaftlichem Verhältnis geprägt sind und in die Betrachtung einfließen. Solche Bilder, beispielsweise über den afrikanischen Kontinent, müssen nicht automatisch negativ sein, sie verweisen aber in der Regel kaum auf Gemeinsamkeiten, sondern betonen meistens nur Unterschiede (Vgl. Nduka-Agwu/Hornscheidt 2010, S. 494f.).

Viele dieser Vorstellungen und auch Sehgewohnheiten wurden durch den Kolonialismus entweder geschaffen oder aber verstärkt und sind bis heute im Alltag präsent. Das zeigen nicht zuletzt Beispiele aus der Werbung, die immer wieder auf diskriminierende Rollenzuweisungen zurückgreift.

„Wenn Protagonist\_innen of Colour in hiesigen Werbeclips auftauchen, dann meist nur, um weißen Konstruktionen von Fremdheit zu entsprechen – sei es in exotisierender und/oder karikierter Form. Schwarze Frauen werden gern im Zusammenhang mit ‚sinnlich-exotisch-kulinarischen‘ Produkten wie Kaffee, Schokolade oder bestimmten Eiscremes gezeigt, nie jedoch als in Deutschland lebende Mütter, Hausfrauen, Rechtsanwältinnen oder Kundinnen mit Qualitätsanspruch.“ (Ofuately-Alazard 2011, S. 152)

Die Kontinuität kolonial-rassistischer Vorstellungs- und Bilderwelten, die sich in Deutschland vor allem, aber nicht nur auf den afrikanischen Kontinent bezieht, trägt bis heute zur Absicherung Weißer, westlicher Normalitätsvorstellungen bei. Um diese herzustellen, werden häufig weiterhin im Kolonialismus verbreitete Typen von Bilderpolitiken bemüht: Gefahrenbilder, Mangelbilder und Tierbilder. Wie funktionieren diese?



**Gefahrenbilder**

Das sind „Bilder, die direkt oder indirekt auf eine Gefahr hinweisen, die mit einem anderen Land als Deutschland, einer Religion, einem Klima oder gar einer Menschengruppe oder ganzen Gesellschaft in Verbindung gebracht werden [...].“ Sie „projizieren Ängste nach Außen, auf Andere, stellten das Selbst bzw. den eigenen Raum, die eigenen (kollektiven) Handlungen und Ansichten als sicher und vertrauensvoll her“ (Nduka-Agwu/Hornscheidt 2010, S. 495 und S. 497).

**Beispiele damals und heute:**

Während des Kolonialismus wurde das Bild von der „gelben Gefahr“ geprägt, um in Deutschland Vorurteile gegenüber Migranten und Migrantinnen aus asiatischen Ländern zu schüren, ein Weißes Kollektiv herzustellen und abzugrenzen sowie koloniale Gewalt zu legitimieren.

2007 lautete ein Titel des Magazins *Der Spiegel*: „Die gelben Spione – Wie China deutsche Technologie ausspäht“, um so ein Gefahrenszenario zu kreieren.

**Mangelbilder**

Das sind Bilder, die nicht vorhandenen Besitz, unterstelltes fehlendes Wissen und Können oder unterstellte abwesende Fähigkeiten konstruieren und diese Mängel beispielsweise auf Menschen des afrikanischen Kontinents projizieren. Solche Bilder über das, was den „so hergestellten Nichteuropäer\_innen“ aus deutscher/europäischer Sicht fehlt, können „wahlweise Mitleid, Herabwürdigung und Entsetzen auf Seiten der zur Norm [...] gesetzten Europäer\_innen [...] erzeugen“ (ebd., S. 499).

**Beispiele damals und heute:**

Im Kolonialismus wurde den kolonisierten Gesellschaften einerseits ein Mangel an Zivilisation, Entwicklung und Bildung unterstellt, andererseits fand im Bild des „edlen Wilden“ eine Verherrlichung statt, indem es mit Natürlichkeit, Ursprünglichkeit und Unschuld gleichgesetzt wurde.

Heute greifen vor allem entwicklungspolitische Kampagnen auf solche Bilder zurück, indem sie allzu oft hungernde Kinder zeigen und so auf die Spendenbereitschaft der Weißen Mehrheitsgesellschaft hoffen.

**Tierbilder**

Das sind Bilder, die „eng mit der Imagination von ‚Ursprünglichkeit‘, ‚Natur‘ und ‚Natürlichkeit‘“ verbunden sind. „Sie treten negativ konnotiert auf als rassistische Darstellung nichtwestlicher Personen, denen Ähnlichkeit und Verbundenheit mit Aspekten tierischen Lebens und fehlender (westlicher) ‚Zivilisation‘ unterstellt wird. Ebenso gibt es diese Tierbilder in meist exotisierenden positiv interpretierten Betonungen von Körperlichkeit oder einer imaginierten essentialisierenden Bindung mit der Natur.“ (ebd., S. 505f.)

**Beispiele damals und heute:**

Im Kolonialismus fand durch die Zurschaustellung von Menschen im Rahmen so genannter Völkerschauen eine Art „Vertierung“ statt. Die Betrachtung ihrer Körper war dabei ein zentraler Aspekt.

Heute werden in Reisekatalogen u. a. Menschen aus Afrika oder Lateinamerika zusammen mit Tieren als „Attraktionen“ werbewirksam angepriesen.

Bilder als rassistische zu erkennen, ist ein Lernprozess. Grundlegend für die Auseinandersetzung mit rassistischen Bildern sollte der Schutz der von Rassismus betroffenen Menschen sein – egal ob diese anwesend sind oder nicht. Somit ist es für die Analyse wichtig, nicht die Frage zu stellen, ob ein Bild rassistisch motiviert ist, sondern danach zu fragen, was daran inhaltlich rassistisch ist, d. h. welche Aspekte, Inhalte, Zeichen dies erkennen lassen (vgl. ausführlicher „Analyse von rassistischen Bildern und Stereotypen“ in Kapitel 2).

# II

## Pädagogische Ansätze

## Verhandlungen im postkolonialen Lernraum

Deborah Krieg

### Alltagswissen – ein besonderer Lerngegenstand

Die Methoden, die wir zur Beschäftigung mit der postkolonialen Gegenwart entwickelt haben, behandeln Alltagswissen, welches nicht zuletzt durch Alltagssprache und -bilder geformt wird.

Wenn wir jedoch Wissen, Sprache und Bilder des Alltags verhandeln, dann verhandeln wir nicht nur Öffentliches, sondern auch Privates und Intimes, denn Wahrnehmung, Ausdruck und Identität sind eng verknüpft.

Wir verhandeln unsere Geschichte und Geschichten, unser Selbstverständnis, unsere Weltbilder und -erklärungen, unsere gesellschaftliche Positionierung und Identität(en). Wer bin ich? Wer sind wir? Wie stehen wir zueinander? Unsere Träume, Bedürfnisse, Forderungen und Standpunkte sind sprachlich und in Bildern verfasst, unsere Beziehungen werden mit Hilfe von Sprache kommuniziert und etabliert:

Wir haben ein Image. Wir bilden uns eine Meinung, sind im Bilde oder setzen andere ins Bild. Wir sprechen uns aus, sprechen zu und ab. Wörter liegen uns auf der Zunge oder wir ringen um sie, wir sprechen eine gemeinsame Sprache oder aneinander vorbei. Ganz besondere Menschen, Dinge oder Ereignisse können uns sprachlos machen.

Von Kindesbeinen an lernen wir die Welt in (Sprach)Bildern zu deuten und zu beschreiben: Der Hahn macht „Kikeriki“, die Lokomotive „Tschutschu“, „der Indianer“ „Hugh“. Mittels Sprache werden wir positioniert oder positionieren uns selbst. Sind wir noch klein, nennt man uns gerne „kleine Dame“ oder „kleiner Mann“. Irgendwann kommt dann die Zeit, in der wir nicht mehr „Heia“, „klein“ oder „groß“ machen. Wenn wir sprechen, geben wir immer wieder Geschichte(n) preis, je nachdem ob wir zum Beispiel Zweizimmer- oder Zweiraumwohnung sagen, von der Diskothek oder dem Club sprechen. Und auch Nähe und Distanz werden sprachlich markiert. Wenn wir „Sehr geehrte“ oder „Lieber“ als Anrede in einem Brief oder einer Email schreiben, wenn wir uns für ein „Du“ oder das „Sie“ entscheiden, wenn wir Vor- oder Nachnamen, Spitz- oder Kosenamen verwenden, wenn wir von „Uns“ oder „Euch“ sprechen – jede dieser sprachlichen Entscheidungen setzt uns in Beziehung zu unserem Gegenüber. Auch ob und wo wir Dialekt sprechen, mit wem wir einen Slang, mit wem Terminologien teilen, wen wir „Freundin“ nennen und wen einen „Bekanntten“, wen „Mitarbeiter“ und wen „Kollegin“, sagt etwas über uns, über unsere Zugehörigkeiten und unsere Beziehungen aus.

Mit Bildern verhält es sich ähnlich: Oft genügen schon ein paar Accessoires oder Symbole, um eine Gruppe zu konstru-

ieren, um zu kommunizieren, wer gemeint ist und ein ganzes Repertoire an Wissen abzurufen:

Ein Strichmännchen mit Rock symbolisiert eine Frau, ein kariertes Faltenrock ist schottisch und Holzschuh und Haube verkörpern „Frau Antje“, die Niederländerin. Ähnlich gut kommuniziert sind Federschmuck und Lendenschurz, Baguette, Barett und Fahrrad, Totenkopf und Handprothese, Turban und Haremshose ... Selten hat all das, was wir fast unmittelbar assoziieren können, allzu viel mit den vielfältigen Lebensweisen und -entwürfen von zum Beispiel Menschen in Frankreich oder historischen Pirat\_innen zu tun. Es werden homogene Gruppen entworfen, die unsere Vorstellungen von „Normalität“ und Abweichung mitbestimmen. Wer hat „normalerweise“ welche Haare oder welche Hautfarbe, wie sind Frisur und Kleidung bei „uns“ oder bei „denen“, welche Essgewohnheiten und Lebensweisen sind üblich und typisch ...

Bestimmte Bilder und Skizzen werden schnell zum Wissen, das wir über die „Anderen“ haben. Bilder, von denen wir glauben, dass wir ihre Interpretation selbstverständlich miteinander teilen und dass sie Realität abbilden.

In Attributen wie dick und dünn, hässlich und schön, gepflegt und ungepflegt, arm und reich, jung und alt vereinen sich Sprache und Bilder: Wer ist so zu bezeichnen, woran kann man das erkennen, wie sieht das konkret aus und wie erwünscht ist es, so zu sein?

Je nachdem, in welcher Umwelt oder in welcher Zeit wir leben, teilen wir sehr unterschiedliche Bilder, an denen wir uns und unseren Selbstwert orientieren. Hier hat die uns umgebende „Mehrheit“ eine Deutungshoheit von großer normbildender Kraft, die sich zum Beispiel in unzähligen Diäten (um ein idealisiertes Gewicht zu erreichen), Produkten wie Bleichcremes (um die Hautfarbe aufzuhellen), Haarfärbemitteln (um graues Haar abzudecken), Haar-Entkrausern (um das Haar zu glätten), der Festlegung von zu rasierenden Körperstellen, dem Ab- oder Antrainieren von Dialekten etc. ... äußert.

Kritisch über Sprache und Sprechen, über unsere Selbst- und Fremdbilder zu reflektieren, kann attackieren, verletzen oder sogar überwältigen; Selbstverständliches wird verunsichert. Im Umgang mit der Wirkmacht von Sprache und Bildern gibt es keine Formeln, keine einfachen Lösungen und keine Eindeutigkeit. Das ist schwer auszuhalten, gerade dann, wenn Sprache doch genau das gewährleisten soll – Kommunikation vereinfachen, Verständnis fördern und uns im Umgang mit anderen versichern.

## Zum Unterschied von Absicht und Wirkung oder: Das Gegenteil von gut ist gut gemeint

Wenn wir über unsere postkoloniale Gegenwart sprechen, besprechen wir Wissen – Dinge, die wir von klein auf gelernt haben und die Reflexe hervorrufen, die wir nicht immer wahrnehmen oder erklären können. Wir sprechen über (un)bewusste Bilder und (un)bewussten Sprachgebrauch. Wir betreten also ein hochsensibles Feld.

Ob es das „N-Wort“ in Kinderbüchern, die Bezeichnung von Schnitzeln in Paprikasauce, die Freiheiten und Grenzen von Karikaturen sind: die in den Medien immer wiederkehrenden, teilweise heftigen Debatten um Sprache und Rituale zeigen deutlich, wie aktuell und in hohem Maße emotional und schwierig das Verhandeln von „kolonialem Wissen“ ist.

Dabei werden oft die Absicht des Sprechenden und die Wirkung des Gesagten reflexhaft gegeneinander ausgespielt: Kann ein Mensch, den man als „gut“, eine Frage, die man als „harmlos“ versteht, etwas Abwertendes oder Verletzendes meinen? Dabei bestimmen häufig bisherige Diskurserfahrungen unsere Zustimmung oder Abwehr der Beurteilung: Wie wird im öffentlichen Raum debattiert, wer spricht, welche Argumentationsweisen sind mir vertraut, wo fühle ich mich verstanden und anerkannt, wo zugehörig, wo hingegen bin ich betroffen oder fühle mich angegriffen ...?

Es gibt eine Gleichzeitigkeit und ein Ungleichgewicht zwischen einem von vielen geteilten Konsens, Rassismus abzulehnen und nicht rassistisch sein oder handeln zu wollen einerseits und andererseits einem großen – bewussten und unbewussten – Repertoire an Wissen, Sprache, Bildern und Praxen, die aus einer Zeit stammen, die die Welt rassistisch erklärt, verteilt und beherrscht hat (das Spiel „Wer hat Angst vorm schwarzen Mann“, die eurozentrische Weltkarte, „der Chinese“ als Fastnachtskostüm ...). Die Konfrontation mit diesem Ungleichgewicht kann zu Dilemmata, kognitiven Dissonanzen und Verunsicherungen führen, zu Abwehr, Simplifizierungen und hoher Emotionalität. Das Verlernen von selbstverständlichen Wissensbeständen ist schwierig.

Für den pädagogischen Raum ist es daher hilfreich, sensibel dafür zu sein, dass sich Absicht und Wirkung, Anspruch und Realität, Ziel und Mittel widersprechen können und sich nicht zwangsläufig gegenseitig erklären. Eine positiv gemeinte Äußerung kann verletzen, der Versuch diskriminierungskritisch zu sprechen, kann diskriminieren, die Motivation zu integrieren, kann zu Ausgrenzung führen.

Ein deutliches Beispiel dafür ist eine Episode aus unserer pädagogischen Praxis: Eine Lehrkraft freute sich sehr darüber, dass wir einen Workshop zum Thema Migration anbieten konnten, der sich mit der jahrhundertealten Geschichte und Bedeutung von Migration für Stadtentwicklung und städtische Identität beschäftigte. Sie erzählte, dass in ihrer siebten Klasse fast alle Kinder einen Migrationshintergrund hätten. Es war ihr wichtig, Migration endlich einmal positiv zu behandeln, da die Kinder das Thema sonst häufig nur als problembehaftet erleben könnten. Unser Klassenbesuch wurde mit einer Vorstellungsrunde eröffnet. Die Lehrkraft fragte: „Wer von euch ist denn eigentlich deutsch?“ Sie wollte die Heterogenität der Klasse positiv hervorheben und reagierte daher irritiert, als sich nahezu alle Schüler\_innen meldeten. Sie korrigierte sich und fragte noch einmal: „Ich meinte doch: richtig deutsch!“ Im Nachgespräch wurde deutlich, dass ihr diese Sprachwendung völlig unbewusst geblieben war und sie zeigte sich erschrocken.

In einem anderen Fall wiederum ärgerte sich eine Lehrkraft, die sich selbst als „Migrant“ beschrieb, sehr darüber, dass die Schüler\_innen ihrer Fachoberschulklasse sich selbst als „Ausländer“ bezeichneten: „Ihr habt doch alle einen deutschen Pass! Wie könnt ihr euch da Ausländer nennen?“, fragte die Lehrkraft und setzte hinzu: „Ihr wollt wohl nicht dazugehören. Dann könnt ihr euch auch nicht über Diskriminierung beschweren!“

Absicht nicht





In beiden Fällen kollidieren Sprachgebrauch, Erfahrungen, Selbst- und Fremdbilder. Im ersten Fall wird weiterhin deutlich, wie sehr die Motivation einer Handlung von ihrer Wirkung abweichen kann. Es ist wichtig, die Deutungshoheit über die Absicht (Motivation, Einstellung, Ziel) einer Handlung bei den Akteur\_innen zu belassen, diejenige über die Wirkung hingegen bei den Adressat\_innen bzw. den Betroffenen.

Viele erleben es als Angriff auf ihre Integrität, als Fremdbestimmung, Abwertung und Beschädigung, wenn sie mit abweichenden Wirkungen konfrontiert werden. Viele Betroffene erleben umgekehrt, dass ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen entweder als falsch (Negation), nur auf einem Missverständnis beruhend (Relativierung) oder aber als übertrieben sensibel (Abwertung) gewertet werden. Im Unverständnis oder in der Abwehr durch die Umgebung setzt sich so die verletzende Erfahrung fort (sekundäre **Viktimisierung**).

Trotzdem bedeutet die Deutungshoheit keine Legitimationsmacht von Sprecher\_innen oder Betroffenen. Auch wenn meine Absichten gut und meine Einstellung nicht-rassistisch sind, kann damit mein Sprechen oder Agieren nicht als generell harmlos definiert werden („Wenn ich jemanden nach der Herkunft frage, bedeutet das doch nur freundliches Interesse und Anteilnahme. Sich darüber aufzuregen ist übertrieben.“). Nur weil mich bestimmte Formulierungen nicht stören, kann ich sie nicht im Namen aller Betroffenen „erlauben“ („Ich habe nichts dagegen, wenn ihr mich so nennt, ich weiß ja, dass es sarkastisch gemeint ist.“). Es gilt, die Gleichzeitigkeit von scheinbar Unvereinbarem zu akzeptieren und anzuerkennen, dass nichts im luftleeren, kontextlosen Raum geschieht. Egal was ich tue, ich kann nicht verhindern, dass mein Gegenüber Strukturen erlebt oder Erfahrungen gemacht hat, die ich nicht beeinflussen kann und konnte. Es ist dann nicht mein Sprechen (in seiner Absicht und Einstellung), sondern der Raum (Kontext), in dem gesprochen wird, der zu (fortgesetzten) Verletzungen, zu Abwertungen und zur Verstärkung gesellschaftlicher Verhältnisse und Positionierungen führt, die diskriminierend sind. Rassismus und Menschenfeindlichkeit sind nicht nur Ideologie und Einstellung – sie sind auch Alltagserfahrung.

Erst nach Anerkennung der Deutungshoheit und Zurückweisung von Legitimationsmacht kann sinnvoll überlegt werden ...

- welche Konsequenzen sind in welchen Kontexten konkret und konstruktiv zu ziehen?
- wie soll mit bestimmten Formulierungen und Praxen (z. B. im pädagogischen Raum) künftig umgegangen werden?
- welche Verhaltensmodifikationen sollen vorgenommen werden?
- (wann) sollen Sanktionen eingeführt werden?

### Viktimisierung

Während unter primärer Viktimisierung Schädigungen durch eine Tat selbst verstanden werden, bezeichnet die sekundäre Viktimisierung negative Folgen für die Betroffenen, die nicht unmittelbar aus der Tat selbst hervorgehen, sondern durch Personen, die mit dem Opfer befasst sind, hervorgerufen werden. Gemeint ist eine Verschärfung der Situation der Betroffenen durch Fehlreaktionen des sozialen Umfelds oder durch Instanzen der formellen Sozialkontrolle.

Wirtz, Markus Antonius (Hrsg): Dorsch - Lexikon der Psychologie; Bern 2014

gleich Wirkung



Selbst  
darstellung



1884  
Offizieller Beginn der deutschen  
Kolonialherrschaft



Fremd  
darstellung



## Handlungsempfehlungen

Der pädagogische Raum ist ein dynamisches Kommunikations- und Handlungsfeld, in dem alle Beteiligten – sowohl die Verantwortlichen als auch die Adressat\_innen von Bildungsprozessen – unterschiedliche Positionen einnehmen können. Diese Positionen sind mobil, situativ und kontextabhängig. Jede\_r kann handlungsabhängig unterschiedliche Perspektiven einnehmen. An der Ausprägung von Dynamiken und Grenzen des Handlungsfeldes sind alle mitbeteiligt. Dies gilt besonders in Fällen, in denen dieses Feld von Verletzungen (wie z. B. rassistischen Annahmen, Bildern, Behauptungen oder Praxen) betroffen ist.

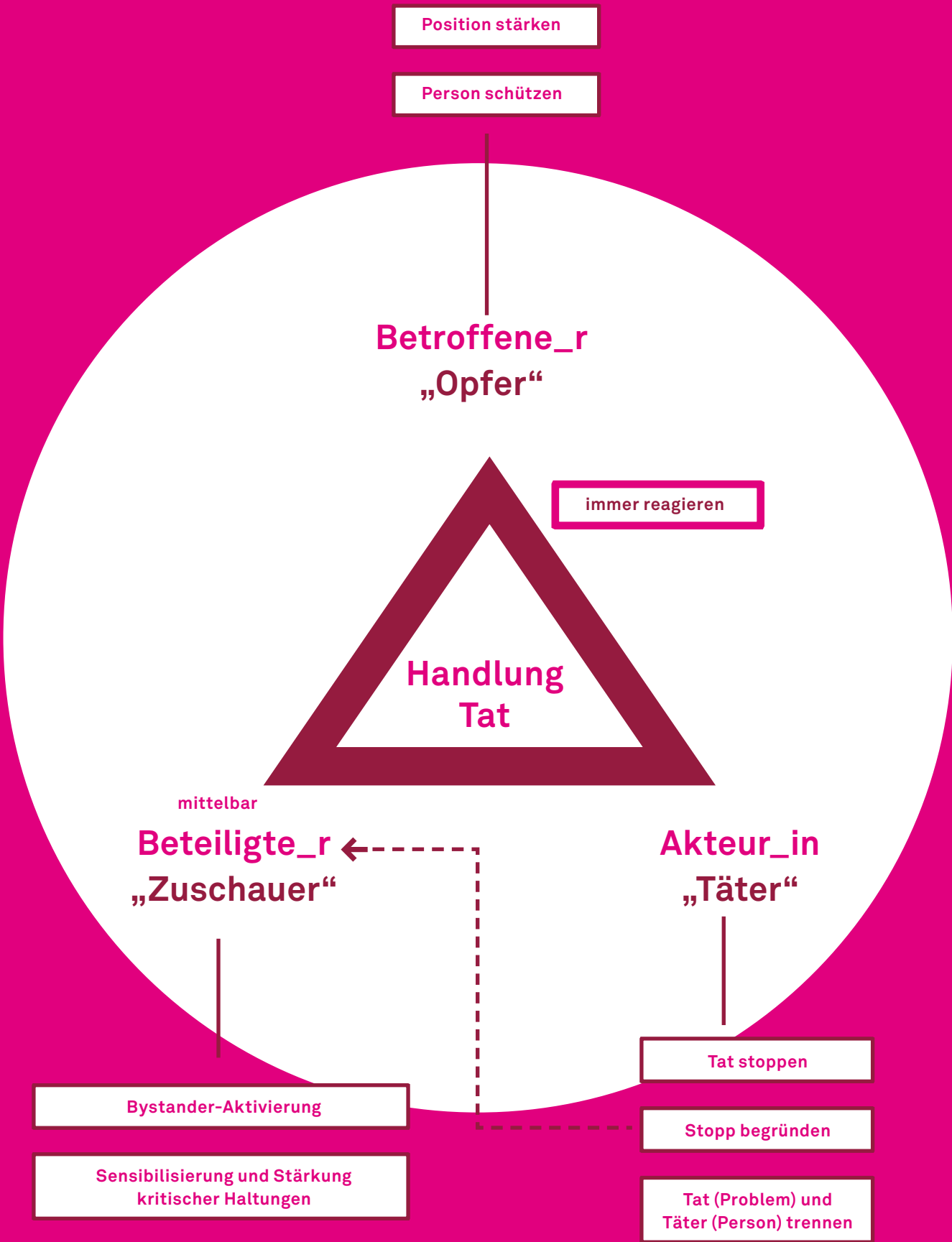
Dabei lernen alle Beteiligten aus den Handlungen, die das Handlungsfeld, die Menschen, die in ihm agieren, oder die Prinzipien, die es rahmen (z. B. das Gleichwertigkeitsprinzip) verletzen: Welchen Handlungen wird (nicht) widersprochen; welchen wird zugestimmt, welche Standpunkte werden unterstützt und befördert, welche bleiben unsichtbar oder werden marginalisiert? Welche Handlungen konstituieren „Andere“?

Es ist daher wichtig, sensibel dafür zu sein, dass Betroffene einer Handlung nicht im Raum sein müssen, damit sie, ihre Rechte, Interessen und damit auch der pädagogische Raum selbst verletzt werden. Es gilt also bei (erkannten) Verletzungen des Gleichwertigkeitsprinzips immer zu reagieren. Bei der Bearbeitung solcher (alltäglichen) Verletzungen ist es ebenso wichtig, Gruppenkonstruktionen und Stellvertreter\_innen-Rollen zu vermeiden, die immer auch Teil von Othering-Prozessen sind (Wie ist das denn in eurer Kultur? Warum ist das bei euch immer so problematisch? Du kommst doch auch aus diesem Land, gehörst doch auch zu jener Religion ...).

Alltagsbilder und -sprache im pädagogischen Raum kritisch zu besprechen und zu brechen, bedeutet auch eine Balance zwischen De- und Rekonstruktion, zwischen Thematisieren und Tabuisieren zu finden: Welche Bilder und Erzählungen wirken bereits, welche werden verstärkt oder eventuell überhaupt erst vermittelt, anstatt dass ihre Funktion, Wirkweise und -macht deutlich und decodiert werden können?

Dafür ist es sinnvoll, an vorhandenem Wissen anzuknüpfen und zunächst anhand von Beispielen zu arbeiten, die einfach beziehungsweise eindeutig verortet werden können und die an den Lebenswelten und Empörungspotentialen der (jugendlichen) Adressat\_innen von Bildungsprozessen anknüpfen. Dabei sollte allerdings auf solche Beispiele verzichtet werden, die besondere (sekundäre) Verletzungen bei Betroffenen hervorrufen. Es ist eine schlimme und oft ohnmächtig machende Erfahrung, wenn eine Gruppe debattiert und dann – nach dem „Mehrheitsprinzip“ – darüber befindet, eine Aussage oder Handlung, die ich als diskriminierend und verletzend erlebe, sei harmlos oder legitim.

Insgesamt geht es bei den Übungen zu Sprache, Bildern und Wissensbeständen unseres postkolonialen Alltags weniger darum, historisches Wissen zu vermitteln als darum, diskriminierungskritische Haltungen zu stärken, für (strukturelle und interpersonelle) Verletzungen zu sensibilisieren, die Expertisen der Jugendlichen anzuerkennen, Zugänge zu Diskursen zu öffnen, Orientierung anzubieten und Reflexionsprozesse anzuregen. Wir möchten hierzu einen positiven Lernprozess ermöglichen, der in einer verunsichernden und emotionalen Verhandlungssituation Überwältigungen vermeidet und ermutigt, zu hinterfragen und postkoloniale „Selbstverständlichkeiten“ zu „verlernen“.





Kleingartenverein  
KAMERUN

## Analyse von rassistischen Bildern und Stereotypen

Bei der Analyse rassistischer Bilder und Stereotype sollte der Schutz derer, die von Rassismus betroffen sind, an erster Stelle stehen.<sup>1</sup> Wichtig ist, dass auch sie sich bei der Analyse von Rassismus mit ihren Bedürfnissen berücksichtigt fühlen und nicht das Gefühl haben, dass über ihre eigenen Verletzungen diskutiert wird und diese in Frage gestellt werden. Der Aspekt des Schutzes der Betroffenen sollte immer präsent sein – auch dann, wenn sich gerade keine Betroffenen im jeweiligen Raum befinden oder sie im Raum nicht wahrgenommen werden.

Daher ist es wichtig, in der Auseinandersetzung mit rassistischen Bildern und Stereotypen im pädagogischen Raum nicht die Frage zu stellen, ob etwas rassistisch ist, sondern zu fragen, was, d. h. welche Aspekte, welche Zeichen, welche Inhalte an einem Zitat oder an einem Bild rassistisch sind und ob diese schwer oder leicht zu erkennen sind. Die Frage danach, ob etwas rassistisch ist, eröffnet den Raum dafür, über die Perspektiven, Gefühle und Verletzungen anderer zu spekulieren und diese dabei nicht ernst zu nehmen. Die Definitionsmacht darüber, ob eine rassistische Verletzung stattgefunden hat, sollten aber die Betroffenen besitzen. Die Frage danach, was an einem Zitat oder Bild rassistisch ist, eröffnet dagegen den Raum dafür, über das rassistische Argument zu diskutieren, zu fragen, wo Rassismus beginnt und was seine Struktur, Funktion und seine grundlegenden Elemente sind. Die Frage danach, ob diese schwer oder leicht zu erkennen sind, ermöglicht einen offenen Umgang damit, dass Rassismus nicht leicht zu erkennen ist. Sie verhindert, dass Teilnehmer\_innen sich aufgrund der Angst, die eigenen Äußerungen und Annahmen könnten vorschnell als rassistisch verdächtigt und entlarvt werden, dem Thema verschließen. Dies erleichtert eine Beurteilung dessen, was Rassismus ist und wie er erkannt werden kann.

Wichtig ist bei dieser Auseinandersetzung auch die Sprache, die Pädagog\_innen und Teilnehmer\_innen benutzen. Sie sollte zuschreibungssensibel sein und die Heterogenität des Lernraums berücksichtigen. Unterstützend für pädagogisch

Handelnde wirkt dabei „die Entwicklung der Bereitschaft und Fähigkeit, eigene stillschweigende Annahmen über Teilnehmende zu überprüfen“ und ein Training „verschiedener Sprechweisen, die zuhörende Teilnehmende nicht ausschließen und die Personen, über die gesprochen wird, nicht reduzieren“ (Thimm/Kößler/Ulrich 2010, S. 144). Auch die Reflexion darüber, welche Aspekte und Informationen betont und welche ausgeklammert werden, ist dafür hilfreich. Schließlich ist die Frage wichtig, wie rassistische Stereotype thematisiert werden. Die wichtigste Voraussetzung ist das Interesse an der Auseinandersetzung mit Rassismus. Ist dies nicht vorhanden, findet auch keine kritische Auseinandersetzung mit den stereotypen Bildern und Argumentationen statt. Es sollte genügend Zeit für die Dekonstruktion der rassistischen Stereotype vorhanden sein, sowie für die Auseinandersetzung mit deren Funktion, ihren Mechanismen und ihrer Entstehungsgeschichte. Wichtig dabei ist es, den gesellschaftlichen Kontext, in dem sie auftauchen, zu thematisieren. Die Einbettung in die Beschäftigung mit Selbst- und Fremdbildern kann für die Problematik von Fremdzuschreibungen sensibilisieren.

In der öffentlichen Auseinandersetzung um den Vorwurf des Rassismus wird häufig nicht das Problematische an der Äußerung, der Geste oder Handlung diskutiert – vor diesem Hintergrund ist es ganz besonders wichtig, dieselben Rituale nicht im pädagogischen Raum zu wiederholen. In der öffentlichen Auseinandersetzung sind Entschuldigungen bei denjenigen, die durch Rassismus gekränkt worden sind, kaum zu vernehmen. Vielmehr wird darüber diskutiert, ob der Vorwurf des Rassismus überhaupt berechtigt sei; oder die rassistische Äußerung wird relativiert, weil sie nicht so gemeint oder nicht so gesagt worden sei. Der öffentliche Umgang mit Rassismus hat also nicht die eigentlich nötige Auseinandersetzung mit Rassismus zum Gegenstand, sondern die Auseinandersetzung damit, dass die mit dem Rassismusvorwurf konfrontierte Person eigentlich gar nicht rassistisch sein kann und auf diese Weise jegliche Vorwürfe zurückgewiesen werden können.

<sup>1</sup> - Dieser Text wurde in Analogie zu Tami Ensingers Beitrag „Analyse von antisemitischen Bildern und Stereotypen“ in der Broschüre Weltbild Antisemitismus (S. 26-27) verfasst und leicht gekürzt. Tami Ensinger hat in ihrem Beitrag die Überlegungen und Erfahrungen des pädagogischen Teams der Bildungsstätte zusammengefasst.

# III

## Methodische Empfehlungen



## Methodische Empfehlungen

In unserem Workshop „Vergessenes Erbe? Kolonialismus. Macht. Gegenwart“ beschäftigen wir uns mit der Geschichte des deutschen Kolonialismus, seinen Kontinuitäten und den Folgen in der Gegenwart. Rassismus und Ausbeutungsverhältnisse werden ebenso thematisiert wie der Widerstand dagegen. Der Workshop lädt zu einer Auseinandersetzung mit der postkolonialen Gegenwart in Deutschland ein.

Im Folgenden stellen wir kein abgeschlossenes Workshop-Konzept vor, sondern vielmehr eine Auswahl von Methoden aus dem Workshop, die sich auch einzeln für die Bildungsarbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen nutzen lassen. Wir haben sie gemeinsam mit Vertreter\_innen der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland, Regionalgruppe Frankfurt entwickelt.

## Methodenbeschreibung: „Was wäre, wenn ...“

### Ziele der Übung

- Kreatives Annähern an das Verhältnis von Geschichte und Gegenwart
- Sich vergegenwärtigen, dass die Gegenwart nicht losgelöst von der Vergangenheit stattfindet bzw. Geschichte in der Gegenwart wirksam ist

### Material- und Zeitbedarf

- Stuhlkreis in einem großen Raum
- 4 bis 5 Ereignis-Karten: Auf der Vorderseite ist zu lesen „Was wäre, wenn ...“, auf der Rückseite ist ein historisches Ereignis, eine Erfindung o. ä. benannt. Folgende Beispiele können verwendet werden.

Was wäre, wenn...

- ... es kein allgemeines Wahlrecht geben würde?
- ... es keine allgemeine Schulpflicht geben würde?
- ... das Flugzeug nicht erfunden worden wäre?
- ... es keine Computer geben würde?
- ... die Berliner Mauer 1989 nicht gefallen wäre?
- ... Columbus 1492 nicht in Amerika angekommen wäre?
- ... niemand herausgefunden hätte, wie Babys entstehen?

- Je nach benutzter Anzahl von Ereignis-Karten werden mit anschließender Auswertung etwa 15-25 Minuten benötigt.

### Ablauf der Übung

Es werden vier bis fünf Kleingruppen gebildet. Jede Gruppe erhält eine „Was wäre, wenn“-Karte und assoziiert gemeinsam zu der Frage „Was wäre heute gänzlich anders, wenn das Ereignis nicht stattgefunden hätte?“. Sie sammeln jeweils drei markante Unterschiede zu heute, ohne dass die anderen Gruppen das Ereignis bzw. die Überlegungen mithören können. Ziel ist es, dass die jeweiligen Ereignisse, Erfindungen etc. vom Rest der Gruppe erraten werden. Die erste Kleingruppe beginnt, ihre drei Unterschiede im Plenum vorzutragen, und der Rest der Teilnehmenden wird gebeten zu raten. Ist dies geschehen, beginnt die nächste Gruppe, bis alle vorgestellt haben. Ziel der auswertenden Reflexion ist es, die Gegenwartsdimension von Geschichte spielerisch sichtbar zu machen und verschiedene Wahrnehmungen und Vorstellungen über die Wirkung von der Vergangenheit auf die Gegenwart auszutauschen. Als Beispiel könnte erwähnt werden, dass auch die deutsche Kolonialgeschichte, die Gesellschaft bis heute prägt, das Alltagsleben beeinflusst.

## Methodenbeschreibung: Meinungsbarometer

### Ziele der Übung

- Eigene Standpunkte zu einem Thema entwickeln und begründen
- Andere Meinungen, Perspektiven und Begründungen kennenlernen
- Empathie entwickeln und Perspektiven erweitern

### Material- und Zeitbedarf

- Kreppband zum Kleben einer Linie; zwei Schilder: Stimme zu und Stimme nicht zu
- Je nach Anzahl der Thesen werden mit anschließender Auswertung und Reflexion zwischen 25 und 40 Minuten benötigt.

### Ablauf der Übung

Mit Kreppband wird auf dem Boden eine Linie gezogen, an deren Enden ein Schild „Stimme zu“ und ein Schild „Stimme nicht zu“ gelegt werden. Verschiedene Thesen, die auf die Thematik Postkolonialität hinführen, werden nacheinander vorgestellt. Die Teilnehmenden werden gebeten, sich zu den Thesen zu positionieren. Sie können sich auf der ganzen Linie bzw. im gesamten Barometer verteilen und so zum Ausdruck bringen, wie stark sie der These zustimmen oder nicht. Ebenso können sie sich auf der Mitte der Linie positionieren und damit zeigen, dass sie sich nicht entscheiden können oder beidem gleichermaßen (nicht) zustimmen. Alle Teilnehmenden haben die Möglichkeit, ihre Meinung zu begründen, sobald sich alle positioniert haben. Sie sollten jedoch nur für sich sprechen und für ihre eigene Position argumentieren. Es ist wichtig, dabei darauf zu achten, dass die Argumentationen anderer Teilnehmenden nicht in Frage gestellt werden. Dafür kann die Einleitung mit den Worten „Ich stehe hier, weil ...“ hilfreich sein. Alle Meinungen sollten für sich stehen bleiben und akzeptiert werden. Wichtig ist, dass niemand den eigenen Standort begründen muss, wenn er/sie dies nicht möchte. Es sollte auch niemand zum Sprechen aufgefordert werden. Ziel der Übung ist es, die verschiedenen Perspektiven auf eine These sichtbar und verstehbar und die verschiedenen Einschätzungen nachvollziehbar zu machen. Während der Übung besteht die Möglichkeit, den eigenen Standort zu wechseln, wenn Teilnehmende dies möchten. In der Auswertung der Übung sollten die Teilnehmenden die Möglichkeit haben zu sagen, wie ihnen die Übung gefallen hat. Ziel der Reflexion ist es, die möglicherweise sehr unterschiedlichen Perspektiven als solche anzuerkennen

### Beispiele für Thesen

- In Deutschland gibt es wenig Wissen über die deutsche Kolonialgeschichte.
- Die Medien in Deutschland berichten einseitig über den afrikanischen Kontinent.
- Sprachliche Gewalt ist oft schlimmer als körperliche Gewalt.
- Die Armut eines Landes ist selbstverschuldet.
- Menschen müssen die Geschichte kennen, um die Gegenwart zu verstehen.

## Vorschläge für das Arbeiten mit einer Zeitleiste

### Grundsatz

Die Zeitleiste sollte als ein Ort des Probierens, Lernens und Erlebens gestaltet werden, der für alle Beteiligten so verletzungsfrei wie möglich sein muss. Deshalb ist es wichtig darauf zu achten, dass sie unter den Teilnehmenden nicht zu einem Ort der Konkurrenz, Entlarvung, Zuordnung oder unfreiwilligen Selbstkundgabe wird.

### Ziele

- inhaltliche Orientierung geben
- neue Themen erkunden
- dominante Narrative und Bilder irritieren

### Ablauf

Die Zeitleiste kann von Beginn an mit verschiedenen, den Kolonialismus betreffenden Ereignissen im Raum hängen. Zur Annäherung an die Geschichte des Kolonialismus arbeiten die Teilnehmenden in Kleingruppen anhand von Bildern zu verschiedenen Themen, z.B. Kolonialwaren, Migration, Völkerschauen, Widerstand in den Kolonien, Kolonialherrschaft, die in Form von Einführungstexten, Zitaten, Bildmaterialien und unter Berücksichtigung von Multiperspektivität und Kontroversität aufbereitet wurden. Fragen für die Kleingruppenarbeit können sein:

- Wen oder was seht ihr auf den Bildern?
- Wer könnte das jeweilige Bild gemacht haben, für wen und warum?
- Was erfahrt ihr über Ereignisse, Personen und/oder Gruppen?

In der anschließenden Plenumsphase dient die Zeitleiste in einem ersten Schritt zur Präsentation der Ergebnisse aus den Kleingruppen, d. h. vor allem Bilder und Zitate können dort diskutiert werden. Eine Auswertungsrunde mit folgenden Fragen ist danach möglich:

- Welche Geschichten/Ereignisse/Personen/Gruppen/Bilder kanntet ihr, welche nicht?
- Hat euch etwas überrascht/irritiert?

Nachdem die Teilnehmenden Bilder und Zitate zunächst in eine Chronologie gebracht haben, hängen sie diese in einem zweiten Schritt entlang der Unterscheidung in Selbst- und Fremddarstellungen um. Für die anschließende Diskussion schlagen wir mit Blick auf diese Differenzierung folgende Fragen vor:

#### Selbstdarstellungen

- Warum habt ihr das Bild dorthin gehängt?
- Warum, denkt ihr, sind Selbstdarstellungen wichtig?

#### Fremddarstellungen

- Warum habt ihr das Bild dorthin gehängt?
- Welche Absicht, denkt ihr, steckte dahinter, solche Darstellungen zu entwerfen?
- Welche Auswirkungen, denkt ihr, hatte das für Betroffene?

Schließlich können in einem dritten Schritt durch zusätzliche Zitate und Bilder Verknüpfungen zur Gegenwart hergestellt und so koloniale Kontinuitäten reflektiert werden, z. B. anhand aktueller Werbung.

## Methodenbeschreibung: WortGewalt

### Hintergrund

Während des Kolonialismus erfanden Europäerinnen und Europäer eine Vielzahl von Wörtern, die dazu beitrugen, Menschen in den kolonisierten Ländern abzuwerten und koloniale Herrschaft zu legitimieren. Bis heute sind diese Fremdbezeichnungen Teil unseres alltäglichen Sprachgebrauchs und tragen zur Verletzung von Menschen bei. Gleichzeitig ist dies für viele Menschen nicht leicht zu erkennen. Vielen ist die diskriminierende Geschichte der Begriffe nicht bekannt.

### Ziele der Übung

- Die Geschichte diskriminierender Begriffe als solche wahrnehmen
- Sich die Unterschiede zwischen Selbst- und Fremdbezeichnungen bewusst machen
- Den Umgang mit Sprache reflektieren
- Empathie entwickeln und Perspektiven erweitern

### Material- und Zeitbedarf

- Stuhlkreis in einem großen Raum
- Drei Schilder: „wissen fast alle“, „wissen einige“, „weiß fast niemand“; vier bis fünf Schilder mit kolonial geprägten Begriffen sowie mit Erklärungen der kolonial geprägten Begriffe; vier bis fünf Schilder in anderer Farbe mit Selbstbezeichnungen bzw. Schilder mit dem Satz „Es gibt keine Selbstbezeichnung.“
- Mit anschließender Auswertung und Reflexion werden zwischen 40 und 60 Minuten benötigt.

### Ablauf der Übung

Die Übung verläuft in drei Phasen. Die erste Phase findet in Kleingruppen statt. Nachdem die Begriffe auf dem Boden ausgelegt wurden, entscheiden sich die Teilnehmenden für einen Begriff und bilden entsprechend Kleingruppen. In einem ersten Schritt tauschen sie sich in den Gruppen entlang folgender Leitfragen aus:

- Kennt ihr den Begriff? Wo habt ihr ihn schon einmal gehört oder gelesen?
- Was denkt ihr? Dass der Begriff eine diskriminierende Geschichte hat ...  
... wissen fast alle  
... wissen einige  
... weiß fast niemand?
- Was, denkt ihr, ist die diskriminierende Geschichte des Begriffs?

In einem zweiten Schritt erhalten die Gruppen eine Erklärung zur diskriminierenden Geschichte des Begriffs und diskutieren, was sie darüber herausgefunden haben.

Die zweite Phase verläuft im Plenum. Die Schilder „wissen fast alle“, „wissen einige“, „weiß fast niemand“ liegen auf dem Boden und jede Kleingruppe entscheidet, wo sie ihren Begriff ablegen möchte: beim entsprechenden Schild oder, bei uneindeutiger Zuordnung, auch zwischen zwei Schildern. Die moderierende Person beginnt mit einer Gruppe und fragt zunächst, wie sie zu ihrer Einschätzung gekommen ist, und danach, was sie über die diskriminierende Geschichte des Begriffs herausgefunden hat.

Nachdem die Gruppe ihre Überlegungen/Erklärungen im Plenum vorgetragen hat, sind Rückfragen möglich. Wenn alle Fragen bearbeitet worden sind, macht die nächste Gruppe weiter, bis alle ihren Begriff vorgestellt haben.

Danach beginnt die dritte Phase, die ebenfalls im Plenum stattfindet. Nun stellt der/die Moderator\_in die Schilder mit Selbstbezeichnungen vor und fragt ins Plenum, wie es diese den diskriminierenden Begriffen zuordnen würde. Die Selbstbezeichnungen werden dann zu den/über die diskriminierenden Begriffe gelegt. Im Anschluss gibt die moderierende Person einen kurzen Impuls zu den Selbstbezeichnungen bzw. dazu, dass es manchmal keine gibt. Zudem bietet sich an dieser Stelle – bei Bedarf auch schon vorher – ein kurzer Impuls zur Trennung von Absicht und Wirkung an: Im Hinblick auf Sprache muss zwischen Absicht und Wirkung unterschieden werden. Eine von der sprechenden Person nicht diskriminierend gemeinte Bemerkung kann trotzdem eine verletzend Wirkung haben. Dies kann allein die betroffene Person beurteilen, so dass die Definitionsmacht darüber bei ihr liegt.

In der abschließenden Reflexionsphase der Übung sollten die Teilnehmenden die Möglichkeit haben zu sagen, wie ihnen die Übung gefallen hat.

### → Beispiele aus der Übung

**Kolonial geprägte,  
diskriminierende Begriffe**

„Dritte Welt“

„Farbige“

„Indianer“

„Naturvölker“

**Selbst- oder nicht diskriminierende Bezeichnungen**

Es gibt keine Selbstbezeichnung. Alternativ wird  
„Globaler Süden“ benutzt.

Schwarz oder People of Color

First Nations People of America

Es gibt keine Selbstbezeichnung. Alternativ werden die  
Eigennamen der Bezeichneten verwendet.

**Material: WortGewalt****Kolonial geprägte, diskriminierende Begriffe mit entsprechenden Erklärungen****„Dritte Welt“**

Mit dem Begriff werden heute die Länder Asiens, Afrikas sowie Mittel- und Südamerikas zu einer einheitlichen Gruppe zusammengefasst. Damit wird zum einen verhindert, sich mit der Vielfalt von Sprachen, „Kulturen“, Interessen und Staatsformen auseinanderzusetzen, die diese Kontinente auszeichnen. Für Europa wäre es nicht denkbar, diese Unterscheidungen nicht zu machen. Zum anderen legt der Begriff nahe, dass es auch eine „Erste Welt“ und „Zweite Welt“ gibt, die in der Rangfolge immer vor der so genannten „Dritten Welt“ stehen. Während Europa, das als „Erste Welt“ bezeichnet wird, mit Reichtum, Entwicklung und Frieden gleichgesetzt wird, stehen die Länder Asiens, Afrikas sowie Mittel- und Südamerikas oft für Gewalt, Armut und Hunger. Solch eine allgemeine Aussage verhindert aber, sich mit den tatsächlichen Verhältnissen in den Ländern auseinanderzusetzen. Der Begriff eignet sich daher nicht, um ohne Vorurteile über diese Länder zu sprechen. Es gibt nur eine Welt, in der wir leben.

**„Farbige“**

Der Begriff wurde ab Mitte des 19. Jahrhunderts verwendet. Er ist eine von europäischen Kolonialistinnen und Kolonialisten geschaffene Fremdbezeichnung und hat bis heute eine diskriminierende Bedeutung. Er verletzt Menschen und um dies zu verhindern, sollte er nicht mehr benutzt werden. Diskriminierend ist der Begriff, weil er dazu dient, Menschen nach „Hautschattierungen“ zu unterscheiden, um sie auf- oder abzuwerten. Dabei wird „weiß“ automatisch als „Normalzustand“ gedacht.

Dazu auch folgendes Gedicht, dessen Ursprung nicht bekannt ist.

„Wenn ich geboren werde bin ich schwarz.  
 Wenn ich aufwachse bin ich schwarz.  
 Wenn ich friere bin ich schwarz.  
 Wenn mir warm ist bin ich schwarz.  
 Wenn mir schlecht ist bin ich schwarz.  
 Wenn ich sterbe bin ich schwarz.  
 Aber du ...  
 Wenn du geboren wirst bist du rosa.  
 Wenn du aufwächst bist du weiß.  
 Wenn du frierst bist du blau.  
 Wenn dir warm ist bist du rot.  
 Wenn dir schlecht ist bist du grün.“  
 Wenn du stirbst bist du lila.  
 Und du nennst mich einen Farbigen??

### „Indianer“

Der Begriff wird verwendet, um die ersten Bewohnerinnen und Bewohner Nordamerikas zu bezeichnen. Er tauchte als Fremdbezeichnung während des frühen kolonialen Zeitalters auf und geht auf den Irrtum von Christoph Columbus zurück, der einen Seeweg nach Indien finden wollte und schließlich in Nordamerika ankam. So heißt es in der Regel, dass er „Amerika entdeckte“. Dadurch wird aber ignoriert, dass dort schon lange vorher unterschiedliche Gesellschaften lebten, die ihre eigene Geschichte hatten. Zudem wurden die Begriffe, mit denen sie sich selbst bezeichneten, ignoriert.

Der Begriff I. schafft die Vorstellung von einer einheitlichen Menschengruppe, die in der Realität aber nicht gleich und einheitlich, sondern vielfältig und verschieden ist. Dieser Gruppe werden zudem bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten wie „Wildheit“ und „Naturverbundenheit“ zugewiesen, die als Abgrenzung zur Gruppe der Europäerinnen und Europäer dienen sollen. Da die mit dem Begriff bezeichneten Menschen diesen nicht selbst bestimmt haben und damit diskriminierende Vorurteile verbunden sind, sollte er nicht weiter benutzt werden.

### „Naturvölker“

Der Begriff ist seit dem 18. Jahrhundert in der deutschen Sprache bekannt. Bis heute werden damit Bevölkerungsgruppen auf allen Kontinenten bezeichnet, in denen aus der Sicht Europas technische Entwicklungen fehlen und die deshalb von der sie umgebenden Natur abhängig seien. Zugrunde liegt dem Begriff eine Einteilung von Gesellschaften nach Kultur und Natur, die zugleich als Gegensätze gedacht werden. Die verschiedenen Wissenschaften, die im 19. Jahrhundert in Deutschland und anderen europäischen Ländern entstanden sind, erfanden Denkweisen, die die Menschheit in verschiedene Stufen einteilten. Während sie sich selbst als höherwertig betrachteten, sahen sie andere Gesellschaften als unterlegen an. Sie schrieben ihnen Eigenschaften wie „unterentwickelt“, „primitiv“ und „ungebildet“ zu. Solche Denkweisen benutzten die europäischen Länder, um die Ausbeutung, Kontrolle und Unterdrückung dieser Gesellschaften durch Kolonialherrschaft zu rechtfertigen.

Auch heute noch ist der Begriff N. diskriminierend, da er nahelegt, die so bezeichneten Gesellschaften hätten keine „Kultur“. Er schafft zudem Verallgemeinerungen und Wertungen, die die Vielfalt verschiedenster Lebensformen ignorieren, und dient allein dazu, die angebliche Überlegenheit europäischer Gesellschaften zu betonen. Stattdessen sollten die Eigenbezeichnungen der Gesellschaften benutzt werden.



## Selbstbezeichnungen oder nicht diskriminierende Bezeichnungen

### Schwarz

„Ist eine Selbstbezeichnung von Menschen mit afrikanischer Herkunft oder afrikanischem Erbe. Er bezieht sowohl Afrikaner\_innen als auch in der „Schwarzen Diaspora“ lebende Personen ein. Angelehnt ist er an das englische „Black“, das aus der schwarzen Bürgerrechts- und der Black-Power-Bewegung der 1960er und 1970er Jahre in den USA hervorging. Wie „Black“ wird auch „Schwarz“ großgeschrieben. Damit soll deutlich gemacht werden, dass es sich um einen politischen Begriff handelt, der verschiedenste soziale Erfahrungen, Lebensrealitäten und Widerstandstraditionen von Schwarzen Menschen in weißen, von Rassismus geprägten Gesellschaften einschließt und miteinander verbindet.

Übrigens: Schwarz bezieht sich nicht auf die Hautfarbe! Und Weiße können nicht bestimmen, wer Schwarz ist und wer nicht.“

Quelle: Homestory Deutschland. Der Jugendreader, 2012.

### People of Color (PoC)

„Ist eine Selbstbezeichnung, die in englischsprachigen Ländern geprägt wurde. Als politischer Begriff findet er sich zum ersten Mal Mitte der 1960er Jahre im Kampf Schwarzer, indischer und anderer nicht-weißer Südafrikaner\_innen gegen das rassistische weiße Apartheidregime. Zu Beginn der 1980er Jahre setzte er sich in den USA und in Großbritannien durch. Seit Mitte der 1990er Jahre wird der Begriff auch in Deutschland verwendet.

Das Konzept „People of Color“ setzt voraus, dass Menschen, die nicht weiß sind, zwar sehr verschiedene Hintergründe und Herkünfte haben können, aber trotzdem gemeinsame Erfahrungen in einer weißen, von Rassismus geprägten Gesellschaft teilen. Unterschiedliche Menschen und Communities können sich deshalb zusammenschließen und ihre Interessen besser vertreten.

Der Begriff „People of Color“ ist nicht zu verwechseln mit dem Begriff „Colored“ („farbig“/„Farbige“), der eine von Weißen gewählte, diskriminierende koloniale Bezeichnung darstellt und dazu dient, Menschen nach „Hautschattierungen“ zu unterscheiden, um sie auf- oder abzuwerten.“

Quelle: Homestory Deutschland. Der Jugendreader, 2012.

# INW

**Postkoloniales Frankfurt –  
ein Bildungsprojekt**

## Postkoloniales Frankfurt – ein Bildungsprojekt

Susanne Heyn

Vorliegende Broschüre basiert auf Diskussionen, Reflexionen und Ergebnissen aus dem Projekt „Postkoloniales Frankfurt – Stadtgeschichte(n) entdecken und vermitteln“, das die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“ von Januar 2013 bis Mai 2014 gefördert hat. Das Projekt hatte zum Ziel, Workshops für Schulklassen und außerschulische Jugendgruppen zu konzipieren, die sich mit der Geschichte des Kolonialismus, den Kontinuitäten und den Folgen in der Gegenwart beschäftigen. Kolonialismus verstehen wir als eine von ungleichen Macht- und Gewaltverhältnissen durchdrungene Beziehungsgeschichte zwischen Deutschland und ehemals kolonisierten Staaten, die alle Beteiligten nachhaltig verändert hat und die verschiedenen Gesellschaften auch gegenwärtig prägt. Ausgehend von dem lokalen Beispiel Frankfurt sollten die Workshops dazu dienen, ein Verständnis zu schaffen für die historische Gewordenheit heutiger sozialer Ungleichheitsstrukturen und zu sensibilisieren für kolonial geprägte, rassistische Bilder und Sprachgewohnheiten in der deutschen Gesellschaft, um so ein solidarisches und respektvolles Zusammenleben zu fördern. Die im Projekt qualifizierten Teamer\_innen sollten schließlich die Workshops für die Jugendlichen umsetzen.

### Team

Die Beschäftigung mit Kolonialismus und seinen Folgen bedingte eine Auseinandersetzung mit Schwarzen und Weißen Perspektiven, die in einem machtsensiblen Diskurs zu verorten sind. Das Team bestand aus drei unterschiedlich positionierten Mitarbeiter\_innen der Bildungsstätte und zwei Vertreter\_innen der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD), Regionalgruppe Frankfurt ([isdonline.de](http://isdonline.de)), mit der in der Anfangsphase des Projekts eine Kooperation vereinbart wurde. Somit beteiligte sich am Projekt ein Verein, der nicht zur deutschen Mehrheitsgesellschaft gezählt wird. Seine Aktivist\_innen sind vom Nachwirken kolonialer und dem Fortbestehen rassistischer Strukturen unmittelbar betroffen und gesellschaftlich geprägt sowie ihre Perspektiven in einer breiten Öffentlichkeit weniger repräsentiert. Diese Heterogenität des Teams hat die Konzeption der Workshops sehr bereichert, da unterschiedliche Erfahrungshorizonte und Wissensbestände verfügbar waren, die wiederum diverse wechselseitige Reflexionsprozesse initiierten.

### Verlauf

Die Anfangsphase des Projekts konzentrierte sich auf inhaltliche Recherchen zum Themenfeld Kolonialismus in Frankfurt. Neben Internetrecherchen wurden im Institut für Stadtgeschichte Frankfurter Tageszeitungen, die über koloniale Ereignisse berichteten, sowie Akten zu verschiedenen kolonialen Institutionen, Ereignissen und Personen ausgewertet. Zentrale Themen, die sich auch in vielen anderen deutschen Städten finden lassen, waren hier u. a.: die Geschichte und Aktivitäten verschiedener kolonialer Vereine, Kolonialwaren(läden), so genannte Völkerschauen, aber auch kolonialkritische/antikoloniale Ereignisse sowie Migrationsgeschichten von Menschen, die zwischen Ende des 19. Jahrhunderts und der 1930er Jahre aus kolonisierten Ländern nach Frankfurt kamen. Diese Themen ermöglichten eine Auseinandersetzung mit Beispielen und Zeugnissen von Rassismen und Ausbeutungsverhältnissen ebenso wie mit dem Widerstand dagegen. Die zusammengetragenen Text- und Bildmaterialien bildeten schließlich die Grundlage für die Konzeption der Workshops.

Diese stand im Mittelpunkt der zweiten Arbeitsphase. Das pädagogische Team entschied sich, mit einer Zeitleiste als zentralem Element der Workshops zu arbeiten. Diese ermöglichte einerseits Themen/Ereignisse des Kolonialismus, seine Kontinuitäten und die postkoloniale Gegenwart sichtbar zu machen. Sie bot sich andererseits an, um Differenzierungen vorzunehmen, beispielsweise bei Bildmaterial zwischen Selbst- und Fremddarstellungen zu unterscheiden. Bei der Auswahl des Bild- und Textmaterials für verschiedene Themen wurde sowohl auf Multiperspektivität als auch auf Kontroversität geachtet (vgl. „Geschichte wird gemacht“ in Kapitel 1). Darüber hinaus entstand eine Übung zur Auseinandersetzung mit kolonialen Begriffen, die heute noch Teil des alltäglichen Sprachgebrauchs sind, um darauf aufbauend für eine Unterscheidung zwischen Selbst- und Fremdbezeichnungen zu sensibilisieren. Eine Arbeitsgruppe junger Erwachsener, die vor allem aus Teamer\_innen der Bildungsstätte Anne Frank bestand, hat diese Konzeptionsphase begleitet. Mit ihr wurden die Methoden erprobt, auf der Basis ihrer Erfahrungen gemeinsam reflektiert und entsprechend weiterentwickelt.

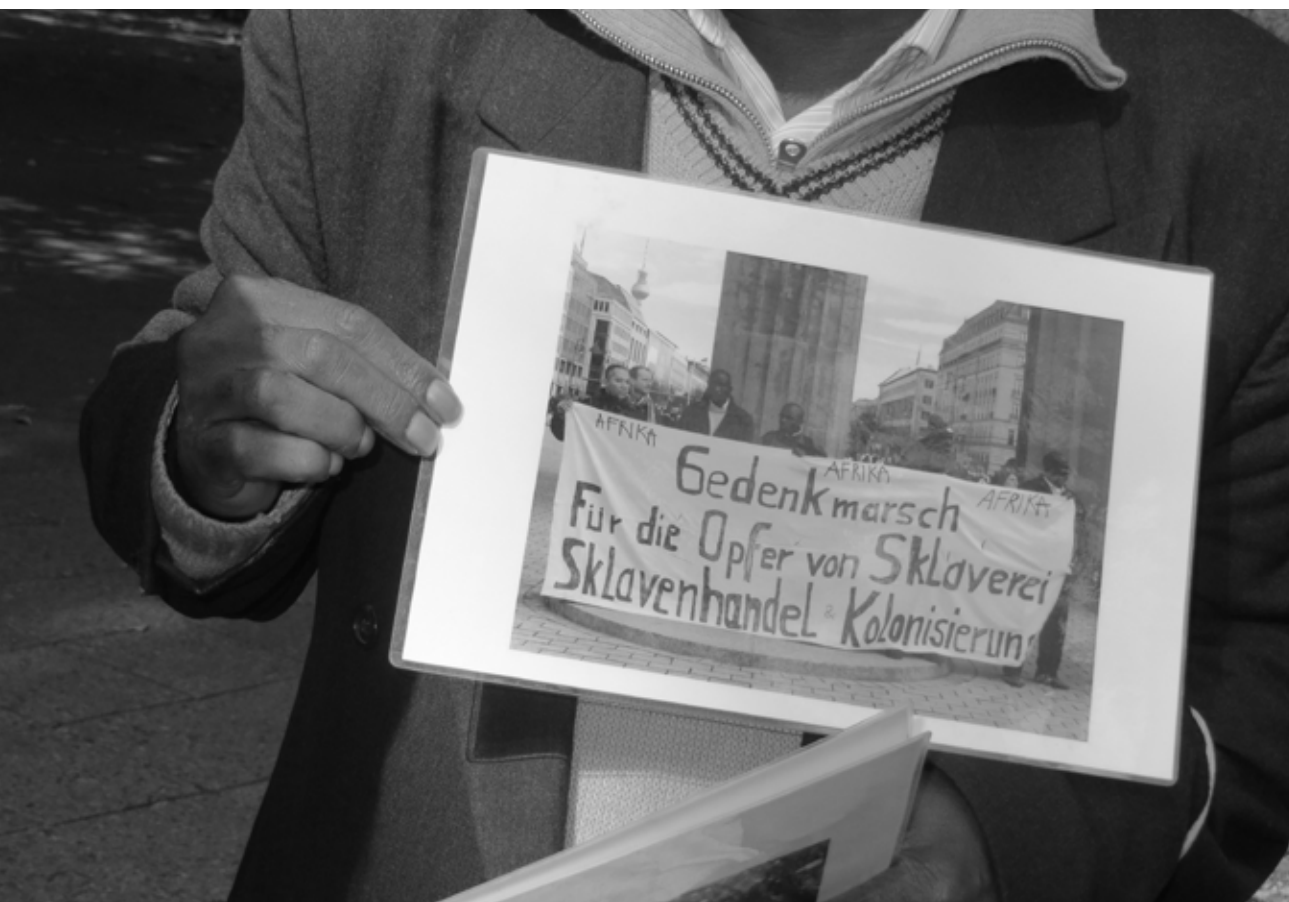
Die dritte Arbeitsphase hat die Qualifizierung von neun Teamer\_innen umfasst. An mehreren Tagen fand zum einen unter Einsatz unterschiedlicher Medien eine inhaltliche Auseinandersetzung mit (Frankfurter) Kolonialgeschichte und Postkolonialität statt, zum anderen hat das pädagogische Team didaktische und methodische Kompetenzen vermittelt. Außerdem wurde das Workshopangebot mit einem Flyer an Schulen und Frankfurter Institutionen beworben.

Für die letzte Arbeitsphase war die Umsetzung von insgesamt 12 Workshops zentral, die in der Bildungsstätte Anne Frank stattfanden.

### Ergebnisse

Im Projekt ist ein Bildungsangebot zum Themenfeld Kolonialgeschichte/Postkolonialität entstanden. Der Workshop „Vergessenes Erbe? Kolonialismus. Macht. Gegenwart“ lädt Jugendliche ab der 9. Klasse dazu ein, sich Kolonialgeschichte(n) in Frankfurt und darüber hinaus zu erschließen und sich dabei mit Selbst- und Fremddarstellungen auseinanderzusetzen. Zudem gehen sie folgenden Fragen nach: Woher kommen rassistische Begriffe in unserer Sprache? Welche kolonialen Vorstellungen stecken noch heute in unseren (Welt) Bildern? Was haben Kolonialwaren, Völkerschauen und Migration damit zu tun? Jugendliche werden angeregt, koloniale Kontinuitäten in unserem Alltag zu erkennen und suchen gemeinsam nach Handlungsmöglichkeiten gegen Rassismus und Diskriminierung.

Der Workshop wurde – dank der Qualifizierung der Teamer\_innen – nachhaltig in das pädagogische Angebot der Bildungsstätte integriert ([www.bs-anne-frank.de/workshops](http://www.bs-anne-frank.de/workshops)).







Literaturangaben

## Literaturangaben

Adichie, Chimamanda: The danger of a single story, Vortrag 2009, online abrufbar unter: [http://epizberlin.de/download/Namibia/Material/Transkript\\_Single\\_story\\_DE.pdf](http://epizberlin.de/download/Namibia/Material/Transkript_Single_story_DE.pdf)

Arndt, Susan / Hornscheidt, Antje: „Worte können sein wie winzige Arsendosen.“ Rassismus in Gesellschaft und Sprache, in: Susan Arndt / Antje Hornscheidt (Hg.): Afrika und die deutsche Sprache, Münster 2004, S. 11-74.

Arndt, Susan / Ofuately-Alazard, Nadja (Hg.): (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, Münster 2011.

Arndt, Susan: Rassismus, in: Dies. / Nadja Ofuately-Alazard (Hg.): (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, Münster 2011, S. 37-43.

Arndt, Susan: Sprache, Kolonialismus und rassistische Wissensformen, in: Dies / Nadja Ofuately-Alazard (Hg.): (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, Münster 2011, S. 121-125.

Bergmann, Klaus: Multiperspektivität. Geschichte selber denken, Schwalbach/Ts. 2000.

Ensinger, Tami: Analyse von antisemitischen Bildern und Stereotypen, in: Bildungsstätte Anne Frank (Hg.): Weltbild Antisemitismus. Didaktische und methodische Empfehlungen für die pädagogische Arbeit in der Migrationsgesellschaft, Frankfurt a.M. 2013, S. 26-27.

glokal e.V.: Bildung für nachhaltige Ungleichheit? Eine postkoloniale Analyse von Materialien der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit in Deutschland. Berlin 2013

Grammes, Tilmann: Kontroversität, in: Wolfgang Sander (Hg.): Handbuch politische Bildung, bpb Bonn 2005.

Hayn, Evelyn / Hornscheidt, Antje Lann: ›Exotisch‹, in: Adibeli Nduka-Agwu / Antje Lann Hornscheidt (Hg.): Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen, Frankfurt a.M. 2010, S. 122-126.

Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD): Afrikaner im Zoo / Wir protestieren! Presseaussendung der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland, 2005, online abrufbar unter: <http://no-racism.net/article/1248/>

Köpsell, Philipp Khabo: Die Akte James Knopf. Afrodeutsche Wort- und Streitkunst, Münster 2010.

Messerschmidt, Astrid: (Un)Sagbares. Über die Thematisierung von Rassismus und Antisemitismus im Kontext postkolonialer und postnationalistischer Verhältnisse, in: Perspektivwechsel (Hg.): Das offene Schweigen. Zu Fallstricken und Handlungsräumen rassismuskritischer Bildungs- und Sozialarbeit, Frankfurt a.M. 2012, S. 8-15.

Messerschmidt, Astrid: Wessen Wissen? Postkoloniale Perspektiven auf Bildungsprozesse in globalisierten Zonen, in: Ludwig Pongratz/Roland Reichenbach/Michael Wimmer (Hg.): Bildung – Wissen – Kompetenz, Bielefeld 2007, S. 155-168.

Nduka-Agwu, Adibeli / Hornscheidt, Antje Lann (Hg.): Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen, Frankfurt a.M. 2010.

Nduka-Agwu, Adibeli / Hornscheidt, Antje Lann: Rassismus in Bildern, in: Adibeli Nduka-Agwu / Antje Lann Hornscheidt (Hg.): Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen, Frankfurt a.M. 2010, S. 491-513.

Ofuately-Alazard, Nadja: Koloniale Kontinuitäten in Deutschland, in: Susan Arndt / Dies. (Hg.): (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, Münster 2011, S. 136-153.

Rommelpacher, Birgit: Ethnizität und Geschlecht. Die feministische Debatte in Deutschland, in: Helma Lutz / Karin Amos / Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hg.): Ethnizität, Differenz und Geschlechterverhältnisse. Dokumentation des Workshops, Frankfurt a.M. 1999, S. 19-32.

Rüther, Kirsten: Räume jenseits von Kolonie und Metropole. Einführung, in: Rebekka Habermas / Alexandra Przyrembel (Hg.), Von Käfern, Märkten und Menschen. Kolonialismus und Wissen in der Moderne, Göttingen 2013, S. 97-114.

Spiegel online, 09.06.2005: Ulrike Krahnert: Umstrittene Ausstellung. Interview mit Norbert Finzsch, online abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/umstrittene-ausstellung-man-kann-nicht-so-tun-als-bestuende-afrika-nur-aus-savanne-a-359755.html>

Thimm, Barbara / Kößler, Gottfried / Ulrich, Susanne (Hg.): Verunsichernde Orte. Selbstverständnis und Weiterbildung in der Gedenkstättenpädagogik, Frankfurt a.M. 2010.

Wirtz, Markus Antonius (Hrsg): Dorsch - Lexikon der Psychologie; Bern 2014





## Autor\_innen

### Heyn, Susanne

M. A., Studium der Geschichte und Anglistik an der Universität Hannover, danach wissenschaftliche Koordinatorin für Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Kassel, im Anschluss Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung, Thema „Kolonialbewegt. Jugend in der Weimarer Republik zwischen kolonialer Vergangenheit und Zukunft“, von 2013 bis 2014 Leiterin des Jugendbildungsprojekts „Postkoloniales Frankfurt: Stadtgeschichte(n) entdecken und vermitteln“ in der Bildungsstätte Anne Frank.

### Krieg, Deborah

Studium der Geschichte, Germanistik und Politologie in Frankfurt am Main. Seit 2008 Bildungsreferentin in der Bildungsstätte Anne Frank mit den Arbeitsschwerpunkten: Zivile Kräfte Stärken (Beratungsarbeit in der Migrationsgesellschaft), historische Bildung, Mediation und Konfliktmanagement.

### Mendel, Meron

Dr. Phil., Studium der Erziehungswissenschaft und Geschichte. 2008-2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für allgemeine Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Seit 2010 Leiter der Bildungsstätte Anne Frank. Arbeitsschwerpunkte: Migrationspädagogik und Menschenrechtsbildung.

## Impressum

Bildungsstätte Anne Frank  
 Hansaallee 150  
 60320 Frankfurt am Main  
 Tel.: +49. 69. 560 00 - 20  
 Fax.: +49. 69. 560 00 - 250  
 E-Mail: [info@bs-anne-frank.de](mailto:info@bs-anne-frank.de)  
 Internet: [www.bs-anne-frank.de](http://www.bs-anne-frank.de)  
 © Bildungsstätte Anne Frank, 2015

Layout: Sandra Heinz, Torsten Schweiger, Kaca Mihajlovic  
 Lektorat: Tina Alexa Pohl  
 Druck: Gebr. Knöller HmbH & Co KG  
 V.i.S.d.P.: Meron Mendel

ISBN: 978-3-9816243-1-1



Die Bildungsstätte Anne Frank ist eine politische Bildungseinrichtung in Frankfurt am Main, die eine Vielzahl von pädagogischen Programmen und Projekten zu historischen und aktuellen gesellschaftspolitischen Themen entwickelt und umsetzt. Zentrale Fragen unserer Arbeit sind: Was können wir heute noch aus der Vergangenheit lernen? Wie handeln wir im Hier und Jetzt, wenn uns Rassismus begegnet? Wie gestalten wir die Gesellschaft, in der wir in Zukunft leben wollen – und in der alle einen Platz haben? Dabei steht für uns das Engagement für Menschenrechte und Demokratie im Mittelpunkt. Die vielfältigen Angebote richten sich an alle: Workshops, Fortbildungen und Fachtagungen; Internationaler Fachkräfteaustausch; Beratung zu den Themen Rassismus, Antisemitismus, Rechtsextremismus und anderen Formen von Diskriminierung. Neben wechselnden Sonderausstellungen präsentieren wir die ständige interaktive Ausstellung „Anne Frank. Ein Mädchen aus Deutschland.“